Heidenthum

und

Christenthum.

Fünf Missionsvorträge

von

E. F. K. Henkel,
Pfarrer zu Rottenbach im Herzogthum Coburg.

Jena,
Druck und Verlag von Fr. Frommann.
1875.

Inhalt.

		Seite
I.	Die Frau	1
II.	Die Kinder	18
III.	Das Gesinde	32
IV.	Die Barmherzigkeit	54
V.	Das Sterben	81

I. Die Frau.

„Ich habe euch gesetzt, daß ihr hingeht und Frucht bringet und euere Frucht bleibe; auf daß, so ihr den Vater bittet in meinem Namen, daß er es euch gebe." Nach diesem Worte unseres Heilandes will bei einem jeden Christen Beten und Arbeiten oder vielmehr Beten und unter Gottes Segen thun, was in unsern Kräften steht, unzertrennlich zusammengehören. Wir müssen zweifeln, ob es uns ernst ist mit dem Gebet: „Unser täglich Brod gib uns heute!" wenn wir nicht Lust haben, zu thun, so viel wir können, damit wir unser Brod haben und Andere durch uns das ihre. Wir müssen zweifeln, ob es uns ein Ernst ist mit dem Gebet: „Führe uns nicht in Versuchung!", wenn wir nicht Lust haben, der Versuchung, die uns droht, ja, den Gelegenheiten zur Versuchung aus dem Wege zu gehen. So müssen wir auch zweifeln, ob es uns ein Ernst ist mit unserem Gebet: „Dein Reich komme!" so wir doch nicht Lust haben, dafür mitzuwirken, daß Gottes Reich zu allen Menschen komme, so weit unsere Kraft reicht, und mit den Mitteln, die er selbst uns in die Hand gibt.

Es kann nicht fehlen, wer das Vaterunser mit dem Herzen betet, oder wer im Geiste des Vaterunsers mit seinem Gott redet, der kommt nicht vorbei an dem Reichsbefehl seines Heilandes: „Gehet hin, und machet alle Völker zu Jüngern dadurch, daß ihr sie taufet in den Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, und dadurch, daß ihr sie halten lehret Alles, was ich euch befohlen habe" (wie es nach dem Grundtext lautet). Will ein Christ seinem Berufe genügen, so muß er die Seelen, die ihm anvertraut sind, als Getaufte halten lehren Alles, was ihm sein Heiland befohlen hat, oder dazu helfen, daß man sie es lehre, die Kindlein, die Ehegatten, die Geschwister, die Freunde, das Gesinde, die Gemeinde, der wir angehören, die Glaubensgenossen in

kleinerer oder größerer Entfernung. Will er seinem Berufe genügen, so muß er sich aber auch der Ungetauften annehmen, die noch in Finsterniß und Schatten des Todes sitzen, und mit dafür sorgen, daß sie Christi Jünger werden. Und kann es noch zweifelhaft sein, was wir da zu thun haben? Der Apostel spricht: „Wer den Namen des Herrn wird anrufen, soll selig werden. Wie sollen sie aber anrufen, an den sie nicht glauben? wie sollen sie aber glauben, von dem sie nichts gehört haben? wie sollen sie aber hören ohne Prediger? wie sollen sie aber predigen, wo sie nicht gesandt werden?" Und wir müssen nach den Verhältnissen unserer Tage hinzufügen: Wie sollen sie aber gesandt werden, wenn nicht die Glieder der Gemeinden aus dem Ihrigen ihnen den Unterhalt darreichen und der Worte ihres Heilandes gedenken: „Die Aernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter. Bittet den Herrn der Aernte, daß er Arbeiter in seine Aernte sende!" und der Worte seines Apostels: „Betet für uns, auf daß Gott uns die Thür des Worts aufthue, zu reden das Geheimniß Christi."

Aber *verstehen* wir uns auch recht. Arbeiten wir etwa um deßwillen mit für die Bekehrung der Völker, weil diese Befehle unseres Heilandes in der Schrift stehen? Nein, das liebe Evangelium ist kein Gesetz und legt uns kein neues Joch auf, sondern es ist eine Botschaft der Gnade. Wozu sind aber solche Mahnungen gegeben? Einmal sollen sie Alle, die zum Werke Neigung fühlen, getrost, muthig, stark und fröhlich dazu machen bei ihrer menschlichen Schwachheit und unter den Anfechtungen der Welt. Denn sie geben ihnen die Versicherung: Die Liebe hat dich richtig geführt; du bist auf dem rechten Wege, wenn du dieses Werk mit in die Hand nimmst. Sodann aber stehen diese Mahnungen auch da zum Zeugniß wider Alle, welche noch keine Lust haben, sie zu erfüllen, denn sie halten ihnen einen beschämenden Spiegel vor und fragen sie: Wie kommt es, daß du noch kein Herz für dies Werk hast?

Befohlen wird uns hier nichts, denn Liebe läßt sich nicht befehlen, und andererseits kann man alle Gebote Gottes wissen, wie der Priester und Levit sie wußten, und geht doch an dem armen, unter die Mörder gefallenen, Menschen gefühllos vorüber. Hat aber die unaussprechliche Liebe Gottes, die in dem Eingeborenen vom Vater auf Erden erschien, einmal unsere Herzen für sich gewonnen, so daß wir jubelnd sagen dürfen: Ich bin sein! dann darf man den Samariter fragen: Warum thust du also? warum nimmst du dich dessen an, von dem die

Menschen sagen: „Er geht dich nicht an?" Er antwortet: „Die Liebe dringt mich also; ich kann es ja nicht lassen!" gleichwie einst die großen Apostel vor dem Hohen Rathe ihr Wirken für ihren Heiland mit den Worten vertheidigten: „Wir können es ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten, was wir gesehen und gehört haben," und wie Paulus sagt: „Die Liebe Christi dringet uns also!" „Er ist darum für alle gestorben, auf daß die, so da leben, hinfort nicht ihnen selbst leben, sondern dem, der für sie gestorben und auferstanden ist." Das gehört ja mit zu der Kraft des Evangeliums und zur Seligkeit des Christen, daß er sein Herz bilden läßt nach dem Herzen seines Heilandes, so daß er seinem Gott nachsprechen lernt: „Es bricht mir das Herz gegen ihn, daß ich mich sein erbarmen muß." Wo Christus einzieht, da wird das Herz weit in Liebeserbarmen.

Darum darf man aber auch dem Samariter zurufen: „Was mühst du dich? du richtest nichts aus! er stirbt doch dahin!" — Er bleibt bei seiner Antwort: „Ich kann es ja nicht lassen! die Liebe Christi dringt mich also, daß ich mich sein erbarmen muß, daß ich wenigstens den Versuch nicht unterlassen kann!" und jene Einrede macht ihn nur desto erfinderischer, zu retten, was da sterben will.

Das Evangelium beweis't aber draußen in der Heidenwelt noch seine alte Macht, und Gottes Wort kommt, wie der Prophet sagt, nicht leer zurück. So wollen denn auch wir, die wir in Christo Frieden und Seligkeit gefunden haben, unsere Dankbarkeit ihm damit beweisen, daß wir unser Heil den Heiden anpreisen helfen. Da hat nun Jemand mit Recht gesagt: Wenn alle Männer den Dank für die Gnade Gottes in Christo Jesu vergäßen, so sollten ihn die Frauen doch nimmermehr vergessen. Wie wahr das ist, das möchten wir jetzt darzulegen versuchen. Wir knüpfen unsere Betrachtung an das Wort der heiligen Schrift:

1. Mos. 2, 18:

Und Gott der Herr sprach: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; ich will ihm eine Gehülfin machen, die um ihn sei.

Wer die köstlichen Vorträge des seligen Adolf Monod in Paris kennt, die unter dem Titel la femme erschienen und von Ottilie Wildermuth ins Deutsche übertragen sind, wird sich wohl erinnern, daß der theure Verfasser darauf hinweis't, daß die Ehefrau nicht bloß, sondern gleicher Weise auch die Jungfrau und Wittwe, durch den ganzen

Berufskreis, der ihr von Gott angewiesen ist, wenn sie ihn richtig faßt, eine Gehülfin des Mannes allewege ist. Und davon gehen auch wir heute aus. Diese dem zweiten Kapitel der Bibel entnommene Stelle klingt in französischer Uebersetzung ein wenig anders, als in unserer deutschen. Der hebräische Ausdruck läßt nämlich unseres Erachtens eine doppelte Deutung zu: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; ich will ihm eine Gehülfin machen, die ihm ähnlich sei." So hat es die französische Uebersetzung. „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; ich will ihm eine Gehülfin machen, die für ihn geeignet sei." So hat es die englische Uebersetzung. Nach dem Zusammenhang kann Beides als das Richtige angenommen werden. In jedem Falle aber zeigt uns dieses Gotteswort die Frau in völliger Gleichberechtigung mit dem Manne, nicht als seine Sklavin, aber auch nicht als seinen Abgott. Diese von Gott gewollte Stellung ist aber der Frau erst wirklich zu Theil geworden durch unsern Heiland, und wird ihr noch jetzt nur da zu Theil, wo er in den Herzen lebt und die Menschen sich von seinem Geist regieren lassen. Das sei denn der Gegenstand unserer Betrachtung:

Die Frau in ihrer von Gott gewollten, einzig würdigen Stellung.

Wir wollen erkennen, wie ihr diese überall fehlt, wo Christus fehlt, und wie ihr diese überall zu Theil wird, wo Christus eingezogen ist.

Die Frau in ihrer von Gott gewollten einzig würdigen Stellung.

Diese fehlt ihr überall, wo Christus fehlt.

Gott der Herr sprach: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; ich will ihm eine Gehülfin machen, die um ihn sei. Daß dies Wort sich verwirkliche, deßhalb schuf Gott das Weib; aber bald durchbrach die Sünde der Menschen die von Gott gegebene Ordnung. Die Frau verlor die ihr angewiesene Stellung sogleich, als die Männer anfingen, mehr denn eine Frau zur Ehe zu nehmen. Der Erste, der in solcher, von Gott nicht gewollten Ehe lebte, war Lamech, war ein Mörder. Bei den Gottseligen der ersten Zeit finden wir es eine Zeil lang noch anders. Noah, wie jeder seiner Söhne, hat nur eine Frau. Aber wie war es mit dem größten Manne des alten Bundes? Wer steht dort höher, eben so wohl durch die von Gott erfahrenen Gnaden, wie durch seinen Glauben und durch seine Gottseligkeit, als Abraham?

Aber gerade hier ist seine Schwäche; er gehorcht der Stimme Sara's und tritt in eine Doppelehe. Stellt uns nun auch sein Sohn Isaak darin ein reineres Verhältniß vor Augen, so geben doch dessen Söhne, Jacob und Esau, wieder das Beispiel der Ehe mit mehreren Frauen, das uns durch das alte Testament hindurch von nun an häufig begegnet. Dadurch mußte die Frau jedes Mal herabgewürdigt werden, und zwar zur armen, beklagenswerthen Sklavin. Das Wort, von welchem wir ausgingen, hat uns Moses aufbehalten, aber nicht als seine eigene Erkenntniß, denn um sich her fand er es nach seiner täglichen Erfahrung gar anders, sondern als ein Wort des Schöpfers, das ihm offenbart werden mußte. Auch sein großes Königsgesetz forderte: Der König soll nicht viele Frauen haben. Dennoch finden wir es selbst bei den größten Königen in Israel, bei David und Salomo, ganz anders. Das Elend und Verderben, welches daraus entsprang, liegt am Tage. Davids Leben wurde verbittert durch die Eifersucht der Kinder verschiedener Frauen und durch ihre Verführung unter einander, und Salomo, der mit dem Ruhme seiner Weisheit die Welt erfüllte und dem lebendigen Gott zu Liebe einen herrlichen Tempel gebaut hatte, wurde im Alter ein Götzendiener, weil seine Frauen seine Abgötter geworden waren. Die Folge davon mußte sein, daß das weibliche Geschlecht in Israel immer tiefer und tiefer sank. So denkt auch anfänglich Niemand an Ehescheidung. Jakob scheidet sich nicht von Lea, obgleich Laban sie ihm aufgedrungen hat, aber was Moses um der Herzenshärtigkeit willen seines Volkes in dieser Hinsicht verordnen mußte, wurde dahin gewendet, daß die Ehescheidung in Israel nur gar zu leicht genommen wurde und gar häufig vorkam.

Noch viel tiefer herabgewürdigt erscheint uns die Frau unter den Heiden. Sie ist entschieden die Sklavin des Mannes, selbst da, wo die Ehe mit mehreren Frauen nicht die Regel ist. Unter den Heiden gilt eben auf allen Gebieten das Recht des Stärkeren. Der Mann, der die größere Kraft hat, hält sich um deßwillen für den Würdigeren. Unsere heidnischen Vorfahren zeichneten sich vor vielen, vielleicht vor allen heidnischen Völkern aus. Sie behandelten ihre Frauen mit Achtung und Vertrauen. Mehrere Frauen zu haben war nur Sitte ihrer Fürsten. Der Römer Tacitus, also einer aus der Reihe ihrer Feinde, stellt sie in der Zucht und ehelichen Treue seinen Volksgenossen zum Vorbild auf. Es klingt fast christlich, wenn er sagt: „Bei Schließung der Ehe wird die Braut erinnert, daß sie mit dem Manne Mühen und Gefahren thei-

len müsse, im Frieden, wie in der Schlacht." Und dennoch! was waren die Frauen der alten Deutschen? Die Sorge für das Hauswesen und die Familie lag allein auf ihnen. Ackerbau und Viehzucht hatten sie mit den Sklaven allein zu treiben. Die Männer meinten, außer Krieg und Jagd hätten sie nichts zu thun, als zu essen, zu trinken, zu spielen und zu schlafen.

Unter den Griechen und Römern erscheint das schwache Geschlecht anfänglich in einer hohen Stellung, geachtet und hoch geehrt, aber je mehr das Heidenthum seine bittern Früchte zur Reife brachte, desto zerrütteter wurden die ehelichen Verhältnisse, und desto tiefer sank das Weib in seiner Stellung hinab.

Heut zu Tage aber finden wir es zumeist noch viel schlimmer unter den heidnischen Völkern. Wenden wir uns zuerst nach China. Dort leben die Frauen nicht eingekerkert, wie die der Muhamedaner, nicht abgeschlossen von dem Verkehr, aber ihr Zustand ist dennoch ein sehr kläglicher. Schon bei kleinen Kindern drückt man die Verachtung gegen das Weib damit aus, daß man die Mädchen mit Scherben, die Knaben aber mit edlen Steinen spielen läßt. Fragt man einen Vater, wie viele Kinder er habe, so zählt er die Töchter gar nicht mit. Er nimmt es übel, wenn man ihm zur Geburt eines Töchterleins gratulirt. Man bindet den Mägdlein die Füße zusammen, daß sie frühzeitig verschrumpfen und verkrüppeln. Man sagt, man wolle sie dadurch vom Herumlaufen abhalten, aber die Frauen rechnen sich den verunstalteten Fuß zur Ehre und Zierde. Daher werden auch die Füße am meisten geschmückt, gleich als wollte man sich dadurch die Schmerzen vergessen machen, welche die zwängenden Eisen lange Zeit verursachen. Für den Unterricht der Frauen sorgt man fast gar nicht. Eine Frau, welche einigermaßen schreiben und lesen kann, ist eine Seltenheit, und sonst verstehen sie gar nichts als Handarbeiten. Weil nun das weibliche Geschlecht so verachtet ist, werden die meisten Töchter gleich nach der Geburt in heißem Wasser ertränkt, und die kleinen Leichen wirft man Nachts auf die Straßen und an die öffentlichen Wege, wo sie des Morgens aufgelesen werden. In den großen Städten China's schiebt man sie auch wohl durch die Oeffnungen eigens dazu gebauter Thürme. Zur Entschuldigung sagt man, man wolle sie dadurch den vielen spätern Leiden ihrer Knechtschaft entziehen, aber es geschieht nicht bloß bei den Leuten des niedern Volkes, sondern auch bei den Vornehmsten. Diese wollen der Mühe überhoben sein, die ein Kind in seinen ersten Jahren verursacht, und die Mühe, die ein Mäd-

chen verursacht, scheint ihnen den Werth desselben zu übersteigen. Um die, welchen man das Leben läßt, kümmert sich aber ebendeßhalb niemand viel, und sie lernen bald in allen Stücken sich selbst bedienen, tragen und dulden. Bei den niedern Ständen werden sie denn auch bald zu den schwersten Arbeiten gebraucht. Sie lernen selbst den Ackerbau, bei welchem nur das Pflügen den Männern überlassen bleibt. Die vornehmen Frauen gehen selten aus, sondern sind fast immer in ihrem düstern und unreinlichen Gemach. Alle Webstühle werden von Frauen besorgt, selbst von denen in den Schlössern und Palästen. Reinlichkeit gehört dort nicht zu den Tugenden der Frauen, daher auch Hautkrankheiten unter ihnen sehr häufig sind. Der Mann kauft seine Braut von den Eltern derselben zuweilen um sehr hohe Summen. Reiche Männer haben viele Frauen, doch ist das bei weitem nicht allgemein. Unter solchen Umständen sind Ehescheidungen und unter den Frauen Selbstmord häufig. Im Alter sind sie oft ganz verlassen und zum dürftigsten Unterhalte gezwungen. Sie ersehnen den Tod, und wenn er ihnen kommt, ist er ihnen doch nicht willkommen, weil sie den nicht kennen, der die Auferstehung und das Leben ist.

Wenden wir uns von dem größten Reiche der Erde zu einem andern Lande Asiens, nach Ostindien! Wie ist die Stellung der Frau bei den heidnischen Hindu's? Nach den heiligen Büchern derselben ist die Geburt einer Tochter die Strafe für eine Reihe von Sünden, welche der Geist in einem früheren Dasein begangen hat. Das Leben des Weibes gilt dort für einen Zustand der Unreinheit. Man spricht es geradezu aus, das Weib sei niedriger und schlechter als der Mann, in ihr habe die Sünde die Oberherrschaft in einem viel höheren Grade als im Manne. Der Sohn ist ein Kleinod der Familie. Er kann seine verstorbenen Eltern noch aus der Hölle retten durch Todtenopfer. Eine Tochter vermag nichts. Ihr Geburtstag ist ein Trauertag. Du willst dem Vater Glück wünschen zur Geburt eines Kindes; er spricht: „Es ist nur ein Mädchen." Oder du fragst ihn, was ihm geboren sei, und er antwortet: „Nichts!" Selbst die Wärterin erhält, wenn eine Tochter geboren ist, ein Drittheil, ja, die Hälfte weniger als nach der Geburt eines Knaben. In einem indischen Volksliede heißt es: „Mag der Baum aufwachsen im Walde! Nur kein Mädchen werde geboren im Hause! Laß die Felsen sich häufen auf Bergen! Nur kein Mädchen werde geboren im Hause! Laß Thiere kommen und Vögel und Alles! Nur kein Mädchen werde geboren im Hause!" Von dieser Verachtung

umzogen geht die Frau durch's ganze Leben. Ist ein Knabe sechs Tage alt, so werden Gebete verlesen, Opfer gebracht, Kosten aufgewendet, damit Widhada, der Gott der Kinder, dem Neugeborenen Leben und Gesundheit gebe. Ist ein Mädchen sechs Tage alt, so denkt man daran gar nicht oder thut es doch sehr oberflächlich. Viele Mädchen werden gleich nach der Geburt getödtet, und nur in neuerer Zeit hat das aufgehört, wo das Christenthum einen Einfluß gewonnen oder die englische Regierung Macht hat. Und gewöhnlich ist die Mutter selbst die Mörderin; sie erdrosselt ihre neugeborene Tochter. Und das geschieht mehr in den höheren Ständen als in den niedern. Wenn aber die Tochter heranwächst, was wird dann aus ihr? Wir verschweigen das Gräßlichste, wie wir schon bei unserem Blick nach China gethan.

In Indien ist Hungersnoth, schreckliche Hungersnoth leider nichts Seltenes. Ein Mann zieht mit seiner jungen Frau in entfernte Gegenden zum Tagelohn oder zum Betteln. Dort verkauft er seine Frau an einen wohlhabenden Bürger um einen Scheffel Getreide. Obgleich es ihr nun bei diesem nicht schlechter ergangen sein würde als den übrigen Frauen desselben, geht sie doch am folgenden Tage mit ihrem Kinde an den Brunnen und stürzt sich mit ihm hinein. Ein Anderer verkauft in der Hungersnoth seine Tochter, denn — Brod ist ihm lieber. Doch — wenden wir uns zu den Hindutöchtern, denen ein besseres Loos zu Theil wird. Nach dem Hinduglauben gibt es für die Frau zwei Wege, um der Seligkeit theilhaftig zu werden. Der eine ist: „Verehre in deinem Manne deinen Herrn und Gott unter allen Umständen, und im unbedingten Gehorsam." Der andere heißt: „Du mußt einen Sohn haben, damit dieser, wenn dein Mann eher stirbt als du, dir den Scheiterhaufen anzünde, auf welchem du dich verbrennen lässest! dann geht dein Weg zum Himmel." In einem indischen Buche heißt es in Beziehung auf jenen ersten Weg: „Das Weib ist abhängig von seinem Vater, seinem Gatten, seinen Söhnen, seinen nächsten männlichen Verwandten. Nie darf es sich selbst regieren. Sie soll stets guter Laune sein, ihre Geschäfte im Hause wohl vollführen, die Geräthe in Acht nehmen und sparsam leben. Der, dem sie ihr Vater schenkt, kann fordern, daß sie ihm ihr Leben lang mit Ehrfurcht diene und auch nach seinem Tode ihm angehöre. Wäre auch das Leben ihres Gatten zu tadeln, wäre er ihr untreu, und hätte keine gute Eigenschaft, so müßte sie ihn doch beständig verehren als einen Gott. Kein Opfer, keine fromme Uebung, kein Fasten kann die Frau der Gottheit für sich darbringen: sie liebe und verehre

ihren Mann, und sie wird geehrt sein im Himmel. Will sie mit ihrem Gatten an denselben Ort im Himmel kommen, so thue sie nichts, was ihm mißfallen könnte, weder so lange er lebt, noch nach seinem Tode. Sie magere sich ab und lebe von Blumen, Wurzeln und Früchten. Nach seinem Tode aber spreche sie auch nicht den Namen eines andern Mannes aus. So kann sie zum Himmel aufsteigen, auch wenn sie keine Söhne hat." In einem andern Buche der Hindu's heißt es: „Sei der Gatte auch alt, krumm, lahm, blind und taub; sei er grob, widrigen Gemüths, zornig, zerstreut, unbeständig, ein Trunkenbold, ein Spieler, und unverbesserlich in seinen Ausschweifungen; sei er ganz unbekümmert um den Frieden seines Hauses, sei er so wild wie ein Teufel, sei er ehrlos und verachtet in der Welt, weil ihn Verbrechen zur Erde drücken; nie soll ein Weib ihn anders, denn als den Gott ihres Herzens betrachten." — So ist denn für das arme Hinduweib Gatte und Gott dasselbe.

Von dem andern vorhin erwähnten Himmelsweg reden wir nicht, da die Wittwenverbrennungen durch die englische Regierung abgeschafft sind. Aus solchen Anschauungen folgt, daß das Weib überhaupt nichts zu wissen braucht. Lesen soll eine Hindu kein heiliges Buch. Die heiligsten Bücher vorlesen zu hören ist verboten den Braminen, die ihren Adelstand verscherzt haben, den Sklaven und — den Weibern. Geringere heilige Bücher dürfen sie wohl vorlesen hören, aber nicht selbst lesen. Ohren und Lippen des Weibes sind zu unheilig für die Worte Brama's, des höchsten Gottes. Daher lernen die Frauen meist nur die gemeine Volkssprache, und alle Bildung ist ihnen verschlossen. Die ersten fünf Lebensjahre verleben sie in großer Freiheit d. h. in Trägheit und in aller Entwickelung des Eigensinns. Bei den Armen sind sie bedeckt mit Schmuz; bei den Reichen werden sie an gewissen Tagen mit Edelsteinen behängt, um vor angesehenen Verwandten wie Schaustücke zu glänzen. Vom fünften Jahre an bringt man sie bei den Reichen in das Frauengemach, einen von der Straße abgelegenen Theil des Hauses. Mit diesem Augenblick verschwindet auch der letzte Schimmer von Freiheit. Unterricht wird ihnen aber auch jetzt nicht gegeben. Von zweitausend lernt kaum eine lesen. Nähen, Stricken, Sticken und Waschen ist in Indien die Beschäftigung gewisser Stände oder Kasten. Daher lernen die Mädchen auch das nicht. Ihre einzige Beschäftigung ist das Spiel, und das dreht sich um Puppenhochzeiten, Puppengötzendienste und um das Kochen. Ihre Aufseher sind Knechte und Mägde,

welche sie durch Geschichten von Gespenstern und Teufeln erziehen. In manchen Familien hält man wenigstens streng auf Reinlichkeit. Da ist es dann der armen Kinder größte Freude, wenn sie einmal in die Küche gehen dürfen, nachdem sie von der Mutter oder von der Magd gewaschen worden sind. Denn die Küche ist im Hause des Hindu der heiligste Platz. Niemand darf sie ungewaschen betreten.

Aber die Jugend einer Hindutochter ist, ach! von gar kurzer Dauer. Manche Kinder werden schon vor der Geburt verlobt, manche im ersten, die meisten im fünften oder sechsten Jahre. Bei den ärmeren Klassen steht die Verlobung wohl bis zum elften Jahre an. Darüber hinaus wird sie nur ungern verzögert. Ein Mädchen von zwölf Jahren wird jedem Manne gegeben. Wer mag die Stumpfheit, Finsterniß und Blindheit beschreiben, in welcher ein solch armes Kind in die Ehe tritt! Indessen war es früher selbst bei den Heiden anders. Die alte Geschichte Indiens weiß von Frauen zu sagen, welche in aller Wissenschaft ihres Volkes unterrichtet waren. Erst die spätern Religionsbücher dringen auf frühzeitige Verheirathung. Selbst diese frühen Verlobungen aber gelten der Ehe gleich. Stirbt der Bräutigam, so gehört das ihm verlobt gewesene Kind zeitlebens dem Wittwenstande an. — Folgen wir aber nun einer solchen armen Heidin in den Ehestand. Der Tag der Verheirathung ist der Anfang ihrer Knechtschaft. Ein heiliges Buch der Hindu's spricht: „Ein Weib liebt nur seinen Schmuck, seinen Ruhesitz und gute Nahrung und ist unrein, voll Zorn, Rachsucht und Neid, sie ist träge und schwatzhaft, jede schlechte Eigenschaft besitzt sie." Darauf folgen Anweisungen, wie der Mann sie mit dem Stock oder dem Strick schlagen soll. — Nach der heidnischen Trauung sehen die ältern Glieder der Familie die Frau zum ersten und letzten Male. Sie muß sogleich in's Frauengemach und darf ihren Schwiegervater und ihre Schwäger niemals sehen. Begegnen sie ihr später einmal im Hause, so muß sie sich sogleich verschleiern. Nur ihre eigenen Söhne darf sie bis zu einem gewissen Alter unverschleiert sehen. Bei der Wahl ihres Ehemannes wird sie nie gefragt. Auch die Eltern des Mädchens fragen nur, ob er nicht einer zu niedern Kaste angehöre, und ob er Geld hat, damit Glanz auf ihre Familie falle, oder damit die Frau nur ernährt werde, und sie die Tochter los werden. Man fragt auch nicht, wie viele Frauen ein Mann bereits habe. Bei den Fürsten gehört es zum Glanz des Thrones, deren viele zu haben. Aber auch außerdem kann Jeder viele haben, wenn er nur Geld genug hat. Ja, es gibt eine ganze Klasse von

Menschen, die es sogar ohne Geld darf. Das sind die Kulinbraminen, die im Lande wegen ihres Adels das höchste Ansehen genießen, obgleich sie jetzt eine Schaar von Bettlern bilden, ohne Amt, ohne Vermögen, ohne jede edlere Eigenschaft. Aber diese Kulinbraminen leben von ihren Frauen. Der reiche Hindu zahlt ihnen noch viel Geld zu, wenn sie seine Tochter nehmen. Diese bleibt aber gewöhnlich im väterlichen Hause, weil ihr Mann sie nicht ernähren kann. Solch ein Kulinbramine bringt die Zahl seiner unglücklichen Frauen auf zwanzig, dreißig und noch höher. — Wie mag es unter solchen Umständen mit dem häuslichen Leben der Frauen aussehen? Die Frau darf in Gegenwart ihres Mannes nie sitzen. Befiehlt er es ihr, so setzt sie sich in einiger Entfernung hinter ihm. Wenn er ißt, so stehen seine Frauen verschleiert umher und harren seiner Befehle. Befehle, sagten wir, denn von Bitten ist nie die Rede; die Frau muß schon den Wink verstehen. Nachdem der Mann gegessen hat, zieht sie sich in ihren Winkel zurück und verzehrt, was er übrig gelassen. Nur am Trauungstage darf sie mit ihm essen. Geht er auf Reisen, und sie bleibt daheim, so muß sie Leid tragen, d. h. sie darf sich nicht salben, noch ihre Kleider waschen. Begleitet sie ihn aber, so muß sie ihm sein Gepäck auf dem Rücken nachtragen, auf den Ruheplätzen Holz suchen und ihm die Mahlzeit bereiten. Auch die Frauen reicher und angesehener Männer müssen die schwersten und schmuzigsten Feldarbeiten verrichten. Einen großen Theil des Tages bringen sie in der Küche zu. Da diese aber keinen Rauchfang hat, so müssen sie bei ihrer Arbeit fast ersticken. Drei Stunden brauchen sie zur Bereitung der Frühmahlzeit und eben so lange zur Bereitung des Abendbrods. Können sie sich Mägde halten, welche solche Arbeiten verrichten, so wenden sie viel Zeit auf Salben und Putz und Schmuck mit edlen Steinen. Was bei uns Frauen im Hause arbeiten, dürfen sie nicht verrichten, denn das gehört in Indien, wie gesagt, verschiedenen Zünften an. Ausgehen dürfen sie nur tief verschleiert, und zwar nur zu Müttern und Schwestern und zu ganz nahen, weiblichen Verwandten, oder in die Tempel oder Pagoden, zu den Götzenfesten und zum Baden. Reiche Frauen lassen sich an solche Orte in dicht verschlossenen Sänften tragen. Außerdem füllen sie ihre Zeit mit Eitelkeit, mit Prunken vor ihren Mägden, mit Zanken und Schwatzen über ihre Nachbarinnen. Ihr höchstes Ziel ist, wie sie dem Manne gefallen, aber Ehre erlangen sie dabei nicht. Sie müssen ihre eigenen Söhne mit „Herr" anreden. Ihr Name wird in der Familie nie genannt. Nach ihrem Be-

finden darf sich bei ihrem Manne niemand erkundigen, sonst versetzt er diesen in den höchsten Zorn. Der Ansicht eines Weibes folgen gilt für schmählich, ihr Rath immer lächerlich, und wird der Mann einmal genöthigt, ihrem Rathe zu folgen, so wird er wüthend darüber. Die meisten Benennungen weiblicher Verwandten sind zu giftigen Schimpfnamen geworden.

Der schrecklichen Mißhandlungen, welche die Frauen erfahren, wollen wir gar nicht gedenken. So suchen denn auch viele ihrem Elend, ja, ihren Martern zu entgehen. Sie laufen zu ihren Eltern und finden eine Zeit lang Zuflucht bei der Mutter. Sobald aber der Mann kommt, sie zu holen, muß ihm seine Frau abgeliefert werden. Der Mann darf sein Weib verstoßen, besonders wenn sie zänkisch oder verschwenderisch ist, sie aber darf sich nie von ihm trennen. Daher geht die Frau oft weiter als zu ihrer Mutter. In keinem Lande ist wohl der Selbstmord der Frauen häufiger als in Indien.

In manchen reichen Familien hat die Frau durch das Vorbild der dortigen Europäer ein erträgliches Loos gefunden. Im Ganzen aber sind die Hindufrauen nach wie vor die elendesten Sklavinnen. Doch vielleicht wird ihr Loos ein leichteres im Wittwenstande? Ach nein! Da steigt ihr Elend erst auf den höchsten Gipfel. Seit durch die Maßregeln der englischen Regierung die Wittwenverbrennungen aufgehört haben, bleibt der Frau nach dem Tode des Mannes nur der Wittwenstand. Nach der Meinung der Hindus ist es das beste Loos des Weibes, im Ehestande zu sterben. Sie sehen das für eine Belohnung an. Ueberlebt die Frau den Mann, so beginnt sogleich mit seinem Todestage ihr vollstes Elend. Aller Schmuck, alle schönen Kleider werden ihr genommen. Sie darf kein buntes Kleid mehr tragen, an keinem Freudenfeste wieder theilnehmen und verliert auch das Wenige von Einfluß auf die Familie, das sie etwa hatte. Die Augen der Verwandten und Bekannten sind argwöhnisch auf sie gerichtet. Hat sie noch Eltern, so hat sie an ihnen die nothdürftigste Stütze. Bei Söhnen schon ist ihre Stellung bedenklicher. Am schlimmsten ist es, wenn sie auch diese nicht hat. Sie wird dann Sklavin weiterer Verwandten, welche ihr zwar nach den heiligen Büchern das tägliche Brod reichen, aber sie auch dafür mit den schwersten Arbeiten beladen. An dem Vermögen ihres Mannes hat sie gar keinen Antheil. Sie muß jeden Schein meiden, als hätte sie noch Sinn für Freude. Ist in der Familie eine Hochzeit, so muß sie sich verbergen. Sie würde die Freude stören, wenn sie von Jemandem gesehen würde, ja, ihr Er-

scheinen würde für ein schlimmes Vorzeichen gelten. Man hält es überhaupt für eine böse Vorbedeutung, wenn sie einem begegnet und unterläßt das Geschäft, das man eben vorhatte. Sie darf nur ein Kleid von bestimmter, vorgeschriebener Farbe tragen. Alle zehn Tage muß sie sich, so tief auch das Alter sie beugen mag, das Haar abscheeren lassen. Auch bei dem rauhsten Wetter muß sie sich den gesetzlichen Waschungen in kaltem Wasser unterwerfen. Keine Krankheit spricht sie davon frei. Ein Missionar fragte einen Braminen, ob eine Hindu auch während der Krankheit kalt baden müsse. „Nein", antwortete er, „wenn man krank ist, kann man zu Hause in warmem Wasser baden. Nur die Wittwen müssen unter allen Umständen im Flusse baden. Die heiligen Bücher verlangen es so, und sie müssen es thun, wenn sie bei uns wohnen wollen." Der Missionar erwiderte, das sei hart und könne den Tod herbeiführen. Jener antwortete: „Was thut's! sie sind uns doch nur zur Last." Ferner muß die Wittwe jede Nacht ihre Opferlampe brennen und darüber wachen, daß es ihr nicht an Oel gebreche. Sie darf des Tags nur einmal essen. Ein Bett darf sie nicht haben; der platte Boden ist ihr Lager. Nach dem Tode, meinen die Hindus, werden alle Wittwen böse Geister. An eine Wiederverheirathung der Wittwen war bis vor Kurzem gar nicht zu denken und das Wort „Wittwensohn" gehört zu den greulichsten Schimpfwörtern; doch ist unter den Einflüssen des Christenthums in den letzten Jahren hie und da der Fall vorgekommen, daß es ein Hindu gewagt hat, eine Wittwe zu heirathen, ja, ganze Gemeinschaften fangen an, sich dem Vorurtheil entgegenzustemmen.

Gesetze, welche der Frau eine so niedere Stellung einräumen, wie sie dieselbe sogar bei den gebildeten Heiden einnimmt, kommen nicht von Gott, sondern von kalten, selbstsüchtigen Männern! Wie mag nun erst die Stellung der Frau bei den ungebildeten Heidenvölkern sein!

Ein Blick nach der Westküste von Afrika zeigt uns Frauen, welche in der Gluthhitze Tag für Tag den Berg herab- und hinaufsteigen, auf dem Arme und an der Hand ihre Kinder und auf dem Kopfe das volle oder leere Wassergefäß, während ihre Männer ruhen und auch nicht ein Wort, nicht einen Blick der Theilnahme für sie haben.

Die heidnischen Fidschi-Insulaner bringen ihren Fürsten ihre Steuern jährlich an einem bestimmten Tage, und zwar nicht mit trübem Gesicht, wie man es wohl bei uns in solchem Falle sieht, sondern unter Freudengesang, Tanzen und Springen. Diese Steuern bestehen aber in Früchten des Landes, in den geringen Erzeugnissen ihrer Industrie und

— in Weibern. — Wie bei uns Mancher sich dem Trunke so ergibt, daß er seinem bösen Drange folgen zu müssen scheint, gleich als würde er unwiderstehlich von einem mächtigeren, bösen Geiste getrieben, so ergab sich früher mancher heidnische Fidschi-Mann dem Menschenfressen. Ein solch armer, armer Lasterknecht fraß einst sein eigenes Weib.

Und nun noch einen Blick nach Neuseeland! Wenn dort unter den Maoris ein Vornehmer stirbt, so wird einer seiner Sklaven geschlachtet und eine seiner Frauen erhängt, damit sie ihm im andern Leben dienen sollen. Doch genug und übergenug! Wir würden unter allen Heiden Aehnliches finden, und daß es bei den Muhamedanern nicht besser steht, deuteten wir bereits mit einem Worte an. — Auch in der Christenheit ist die Frau stets entweder der Abgott oder die Sklavin des Mannes, wo nicht wirklich Christus als der Erste und der Letzte in Haus und Herzen eingezogen ist. Nur da sehen wir

die Frau in ihrer von Gott gewollten, einzig würdigen Stellung.

Diese wird ihr überall zu Theil, wo Christus eingezogen ist.

Das Wort, welches wir an die Spitze unserer Betrachtung stellten, ist von unserem Heiland bestätigt, da er sprach: „Habt ihr nicht gelesen, daß, der im Anfang den Menschen gemacht hat, der machte, daß ein Mann und ein Weib sein sollte?" Das Evangelium stellt demgemäß das Verhältniß, das zwischen dem Herrn und seiner Gemeinde besteht, zum Vorbild für die Ehe hin und den Mann als das Haupt des Weibes, aber vom Manne verlangt es, daß er sein Weib ansehe als Miterbin der Gnade des Lebens. Seit der Zeit sind die Frauen in Wahrheit, was sie sein sollen, die ebenbürtigen Gehülfinnen der Männer, und standen diesen nicht nach an Glaubenskraft, in aufopfernder Liebe, in gottseligem Wandel und an Sterbensfreudigkeit. Unter der Zahl derer, die im christlichen Alterthum als Blutzeugen ihr Leben unter Qualen lassen mußten um ihres Heilandes willen, leuchten nicht wenige Frauen. Lieder, an denen sich das Herz noch fort und fort erquickt, sind auch von gottseligen Frauen gedichtet. Wir erinnern nur an die deutschen Fürstinnen: Louise Henriette von Brandenburg mit ihrem Liede: „Jesus, meine Zuversicht!" Ludämilie Elisabeth und Aemilie Juliane von Schwarzburg-Rudolstadt, Jene mit: „Jesus, Jesus, nichts als Jesus!" und „Sorge Vater, sorge du!" und diese mit: „Bis hie-

her hat mich Gott gebracht", und „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende." Das Meiste aber und das Herrlichste, was in der Kraft Christi geschieht, besonders von Frauen, entzieht sich den Augen der Menschen. Wir können darum nur an einigen hervorstechenden Zügen den Beweis geben, daß noch jetzt draußen in der Heidenwelt, wo die Herzen in Christo ihr Heil finden, die Frau zur rechten, von Gott gewollten Stellung gelangt.

Die Geschichte der Mission erzählt uns gar oft Beispiele von Glaubensstärke und von Liebe zu Christo in Frauenherzen, besonders aber, worauf es hier vor Allem ankommt, von der gänzlich veränderten Stellung der Frau zum Manne und der Mutter zu ihren Kindern oder von einem vorher unbekannten, ehelichen und Familienglück. Lassen wir für jeden dieser Punkte nur einige Beispiele reden, und zwar zum größten Theile aus denselben Ländern, nach welchen wir im ersten Theile unseres Vortrags wanderten.

In China gibt es bereits Christinnen, welche unter den schrecklichsten Mißhandlungen ihrer heidnischen Verwandten standhaft blieben, bis diese ihrer Greuelthaten müde wurden und davon abließen. Auch ist in jenem Lande eine Eingeborene als Missionarin thätig, welche als Tänzerin nach London gekommen war, aber dort durch die Bemühungen des Predigers Salter in Christo ihr Heil fand.

In Ostindien kam Krischna Mohun Banerdschi, einer von den schon genannten Kulinbraminen, im Jahr 1832 zu dem schottischen Missionar Duff. Das Evangelium überwand ihn, er warf die Braminenschnur und die Kaste weg, trat zur englischen Kirche über und wurde nach wissenschaftlicher Vorbereitung zum Geistlichen geweiht. Auch er war als Heide von Kindheit an mit einem Mädchen seiner Kaste verlobt. Daß er Christ ward, das galt nach heidnischer Anschauung bei seinen Verwandten dem Tode gleich. Darum hätte seine Braut den Wittwenschleier nehmen müssen. Banerdschi aber verfolgte seine Ansprüche mit der höchsten Beharrlichkeit vor Gericht. Zur Verwunderung Aller kam er zu seinem Ziel. Die heidnische Familie mußte ihm seine Braut ausliefern. Jetzt war es sein dringendstes Gebet, Gott möge auch seine Lebensgefährtin zur Erkenntniß des Heils führen. Er unterrichtete sie mit großer Sorgfalt und ausdauernder Geduld. Sie lernte Lesen und Schreiben und ward nach und nach mit der Bibel bekannt. Auch Englisch lernte sie. Endlich that ihr Gott das Herz auf wie der Purpurkrämerin zu Philippi. Sie wurde getauft, eine Zierde

der Gemeinde, eine christliche Ehefrau, eine treue Mutter ihrer Töchter, welche unter ihrer Leitung zu lebendigen Christinnen heranwuchsen.

Missionar Schwarz schreibt vor einiger Zeit aus Mayaveram: „Im verflossenen Jahre wurde hier eine arme blinde Person getauft, die als einzelne Christin an einem ziemlich fernen Orte lebt. Als sie unser Katechet letzthin besuchte, erzählten ihm die dortigen Heiden, daß diese arme Christin etliche Tage vorher von einem sehr giftigen Skorpione sei gestochen worden und großen Schmerz erlitten habe. Da hätten sie, nach ihrer Gewohnheit in solchen Fällen, einen Mann rufen wollen, der durch eine gewisse Zauberformel den Schmerz zu stillen und die Folgen des Gifts zu beseitigen verstünde. Sie hätte es aber durchaus nicht erlaubt. Da hätten sie ihr bemerkt, sie sollte es doch erlauben, da weder der Missionär noch der Katechet zugegen wäre und sie es nicht verrathen wollten. Sie habe aber entgegnet: „Wenn es auch der Katechet nicht sieht, noch weiß, so sieht und weiß es doch mein Gott und Herr, und daher werde ich es nicht gestatten." Als sie ihr nun sagten, sie werde dann lange und viel leiden müssen, habe sie erwidert: „Schadet nichts, wenn es der Wille Gottes so ist." Die Heiden bekannten unserem Katecheten, daß dieses Zeugniß und dieses Gottvertrauen der armen leidenden Christin einen tiefen Eindruck auf sie gemacht habe, denn so etwas hätten sie nicht erwartet."

In Afrika unter den Namaquas wirkt die Rheinische oder Barmener Mission. Einer ihrer dortigen Missionare war Külpmann, der seit einigen Jahren, weil es seine Gesundheit nicht länger zuließ, in jenem Klima zu wirken, im Badener Lande angestellt ist. Dessen Frau erzählt: „Ich erinnere mich noch oft und mit Segen an eine alte Getaufte aus Stellenbosch, eine recht kindlich gläubige Seele. Sie saß des Morgens, als ich beim Unterricht der Heidinnen half, neben mir und hörte aufmerksam zu. Als alle weg waren, sagte sie zu mir: „Ach, liebe Frau! ich wollte auch so gern das ABC lernen, aber es will nicht gehen; ich bin schon so alt." — Da ich mich schon oft an ihren Antworten ergötzt hatte, so fragte ich, nur um zu hören, was sie sagen würde: „Und was denkt Silla denn? denkt Silla ohne das ABC in den Himmel kommen zu können?" Da wurde sie ganz lebendig und sagte: „Ja, liebe Frau, ich denke wohl! der Herr Jesus hat mich lieb gehabt, von Ewigkeit her lieb gehabt, und der weiß wohl, daß Silla nicht das ABC kann."

Und nun noch einmal einen Blick nach Neuseeland, diesmal

zu den Christen, die vor Kurzem noch Heiden gewesen sind. Dort war ein Häuptling mit seiner Frau getauft worden. Dabei hatte er den Namen Jakob und sie den Namen Anna erhalten. Diese Frau litt an der Lungenschwindsucht, aber sie blieb geduldig und gottergeben und murrte nicht, vielmehr war sie allewege voll Danks gegen Gott und Menschen, und die große Liebe ihres Heilandes zu preisen war ihr liebstes Geschäft. Nur eine Sorge hatte sie noch, das Heil der Kinderherzen, welche Gott ihr anvertraut hatte. „Jakob," sagte sie öfter zu ihrem Manne, „halte doch unsere Kinder nicht ab, zum Himmel zu gehen. Ich werde bald sterben, aber ich bitte dich, hilf ihnen, daß auch sie selig werden. Nimm sie mit dir zur Kirche! laß sie in keine schlechte Gesellschaft kommen, sondern halte sie recht ernstlich an, nach dem Himmel zu ringen." In ihrer Sterbestunde empfing sie das heilige Abendmahl, rief noch einmal ihre Kinder zu sich, um Abschied von ihnen zu nehmen und sie dem Herrn zu befehlen; sie betete und weinte über ihnen und schloß sie in die Arme ihres Mannes. „Lieber Jakob," sagte sie dann, „ich gehe, der Freund meiner Seele ist nahe!" und das waren ihre letzten Worte.

Das sei heute genug, uns zu erinnern, was Frauen und Jungfrauen sind ohne Christum, und was sie ihm zu danken haben. Sein Evangelium wandere weiter und weiter über die Erde und befreie Tausende beiderlei Geschlechts aus dem entsetzlichen Jammer heidnischer Knechtschaft zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes! Er mache auch unter uns immer mehr Herzen willig, aus Liebe zu ihm unter Gebet ihr Irdisches darzureichen, auf daß sein heiliger Wille in Erfüllung gehe an den Völkern der Erde! Amen.

II. Die Kinder.

Nicht bloß die Stellung der Frau zum Manne wird durch das Evangelium eine von Grund aus andere, als sie bei den Heiden ist, sondern das ist ja die mächtige Wirkung der göttlichen Wahrheit, die aller Welt in die Augen leuchtet, daß sie alle menschlichen Verhältnisse durchdringt, reinigt, heiligt, verklärt oder von Grund aus umgestaltet. So wissen wir alle, welch' eine gewaltige Macht im Leben die Erziehung ist. Ist die Erziehung eines Menschen eine verfehlte gewesen, so hindert ihn das wohl mehr als alles Andere, mit seinem Herzen zu Christo zu kommen. Eine christliche Erziehung hingegen ist die köstlichste Gabe, die einem Menschen in's Leben mitgegeben werden kann. Darum muß sich uns die Bedeutung der Missionsthätigkeit von einer andern Seite her aufs Neue klar vor Augen stellen, wenn wir uns den Zustand der Kinder in der Heidenwelt und den Zustand derselben in den jungen Christengemeinden draußen vergegenwärtigen. Das wollen wir heute unter Gottes gnädigem Beistande versuchen. Wir knüpfen an die Worte der heiligen Schrift an, welche wir aufgezeichnet finden:

Marc. 10, 13—16.

Und sie brachten Kindlein zu ihm, daß er sie anrührete. Die Jünger aber fuhren die an, die sie trugen. Da es aber Jesus sahe, ward er unwillig und sprach zu ihnen: Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes. Wahrlich, ich sage euch, wer das Reich Gottes nicht empfäht als (wie) ein Kindlein, der wird nicht hineinkommen. Und er herzete sie und legte die Hände auf sie und segnete sie.

Die Maler zeigen uns bei der Darstellung dieser lieblichen Geschichte in der Regel so gern zum größten Theile Kinder, die an den Händen ihrer Mütter zu Christo geleitet worden sind, allein unser Text redet von zarten Kindlein, welche zu ihm getragen wurden. Die Jünger meinten, solchen Kindlein könne das Auflegen seiner Hände doch nichts nützen, er aber gibt ihnen unrecht und bestärkt die, welche sie trugen, darin, daß sie von seinem Wort und seiner Hände Auflegen einen Segen für ihre Kleinen erwarten. Christliche Eltern freuen sich dieses Berichts und schöpfen daraus Muth, Mahnung und Trost, den Muth, ihre Kinder zur heiligen Taufe zu bringen, damit Jesus sie auf seine Arme nehme und ihrer das Himmelreich werde, da ja nach ihres Heilandes Ausspruch Jeder ein Kind werden muß, der in dies Reich eingehen will, die Mahnung, ihre ganze Erziehung als ein ernstes, überaus wichtiges Werk zu betrachten, und darum sie täglich dahin zu richten, daß ihren Lieblingen nicht durch ihre Schuld gewehrt werde, zu ihm zu kommen, sondern daß das, was sie in der Taufe empfangen haben, ihnen erhalten werde, und in ihnen wachse fort und fort, damit ihnen das Reich Gottes verbleibe; Trost endlich, wenn es Gott gefällt, ihnen ein Kind frühzeitig wieder abzufordern, den Trost, daß es nun von Christo erst recht auf die Arme genommen sei und von ihm gesegnet werde ewiglich. „Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes!" so mahnt es also, sobald wir diese Gabe Gottes erhalten, und wir bringen sie zur Taufe; so tönt es durch ihre ganze Kindheit fort, und wir legen es uns aus: „Lehret sie halten Alles, was ich euch befohlen habe! Ziehet sie auf in der Zucht und Vermahnung zum Herrn! Weiset meine Kinder, das Werk meiner Hände, zu mir!" —; so klingt es in den Herzen der Eltern, wenn sie ein liebes Kind dem Herrn zurückgeben, der es ihnen anvertraute, und benimmt als ein köstlicher Balsam ihren Herzen Trauer und Schmerz. Demnach sind Kinder in den Augen des Christen seines Heilands Eigenthum und deßhalb ein werthes Kleinod, welches von Gott uns anvertraut ist und ihm bewahrt und unverloren zurückgegeben werden muß. Das sei denn der Gegenstand unserer heutigen Betrachtung:

Kinder ein von Gott anvertrautes Kleinod!

Sehen wir zu: Wie dies nirgend geahnt wird, wo Christus fehlt, und wie dies überall erkannt wird, wo Christus einzieht.

I.

Kinder ein von Gott anvertrautes Kleinod!

Dies wird nirgend geahnt, wo Christus fehlt.

Das alte Testament ist auch hier der Vorhof des neuen. Wir finden da den Segen des Gehorsams gegen das vierte Gebot und den Unsegen, der seinen Uebertretern zu Theil wird, ausgesprochen und durch die Erfahrungen der Geschichte bezeugt. Wir finden im Gesetz die Todesstrafe verordnet für die, welche Vater und Mutter fluchen. Wir finden in den Propheten das Lob gehorsamer Kinder und den Tadel über die ungehorsamen. Wir finden da die köstlichsten Anweisungen zur rechten Erziehung und die lieblichsten Ermahnungen an die Kinder zur Erfüllung des heiligen vierten Gebotes in den Sprüchen Salomo's, ja, selbst noch in den apokryphischen Büchern, in Jesus Sirach und im Büchlein Tobiä. Wir finden das große Wort des Herrn an Abraham: „Ich weiß, er wird befehlen seinen Kindern und seinem Hause nach ihm, daß sie des Herrn Wege halten und thun, was recht und gut ist, auf daß der Herr auf Abraham kommen lasse, was er ihm verheißen hat," und die Worte des Schreckens über den schwachen Vater Eli: „Siehe, ich thue ein Ding in Israel, daß, wer das hören wird, dem werden seine beiden Ohren gellen. An dem Tage will ich erwecken über Eli, was ich wider sein Haus geredet habe; ich will es anfangen und vollenden. Denn ich habe es ihm angesagt, daß ich Richter sein will über sein Haus ewiglich, um der Missethat willen, daß er wußte, wie seine Kinder sich schändlich hielten, und hatte nicht einmal sauer dazu gesehen." Aber wo ein Mann mehr denn ein Weib hatte, da war schon darum eine gedeihliche Kindererziehung nur schwer durchzuführen, obschon der stille Einfluß frommer Mütter auch unter solchen Umständen gewiß nicht zu gering angeschlagen werden darf. Wiewohl nun dem Volke des alten Bundes das volle Licht des Evangeliums fehlte, so steht es doch in diesem Stücke viel höher als die Heiden aller Zeiten.

Bei den alten Griechen und Römern war ein inniges Band zwischen den Gliedern einer Familie schon darum eine höchst seltene Erscheinung, weil das Weib eine falsche Stellung zum Manne einnahm, was nothwendig für die Erziehung verderblich ward. Dazu kam, daß der Mann weniger als Glied der Familie galt, denn als Glied und Eigenthum des Staates. Darauf war die Erziehung berechnet, und je mehr ein Volksstamm die Wehrhaftigkeit der Männer als die Grundbedingung für die

Stärke des Staats ansah, desto mißlicher mußte es um die Erziehung der Knaben stehen und desto weniger der rechte Werth der Kinder erkannt werden. So pflegte man bekanntlich in Sparta schwächliche Kinder auszusetzen, und der Knabe wurde nur zum Krieger gebildet und dadurch nicht bloß allen zarteren Tugenden entfremdet, sondern auch mit einem falschen Sittlichkeitsgefühl erfüllt. Es ist bekannt, daß man es gern sah, wenn der junge Spartaner stehlen lernte, und daß man ihn nie wegen eines Diebstahls strafte, sondern nur, wenn er denselben nicht listig genug zu vollführen gewußt hatte.

Wenden wir uns von dem Alterthum hinweg zu den Muhamedanern. Sie besitzen einige hervorragende Tugenden, welche von Geschlecht zu Geschlecht sich forterhalten, aber sie entbehren eines tieferen Grundes. Ihre Kinder lernen in ihren Schulen, wenn es hoch kommt, etwas Schreiben, stets aber müssen sie sich den ganzen Koran in's Gedächtniß prägen. Zuerst wird die erste Sure (Capitel) gelernt, weil sie die kürzeste ist, dann die letzte, dann die vorletzte, und in dieser Weise rückwärts, zuletzt die zweite, weil sie die längste ist, und dann wiederholt man das Ganze in der eigentlichen Ordnung des Buchs. In einer solchen Schule geht es, beiläufig gesagt, sehr laut her, denn die ganze Schülerschaar sitzt mit untergeschlagenen Beinen am Boden und lernt mit lauter Stimme an der aufgegebenen Sure, den Oberleib dabei fortwährend vor- und rückwärts beugend. Viel Sinnloses muß da gelernt werden, und das Beste, was ein Muhamedaner weiß, die Frucht der genossenen Erziehung und des Unterrichts, und was er seine Religion nennt, ist, daß er zu gewissen Stunden des Tages bete, faste und Almosen gebe, daß er zu gewissen Zeiten Waschungen vornehme, daß er sich des Weins und des Schweinefleisches enthalte und nach Mekka wallfahre.

Wenden wir uns nun dem Heidenthum unserer Tage zu und blicken zunächst nach China, so sehen wir sogleich, was dort eine Kinderseele werth ist. Es werden jährlich Tausende von Kindern umgebracht, besonders Mädchen, so daß man jeden Morgen auf den Straßen Kinderleichen finden kann, die man selbst in den größten Städten ungescheut hinauswirft. Bei den Vornehmsten werden sie erstickt, bei den Armen in heißem Wasser ertränkt. Auch werden viele Kinder ausgesetzt. Die heranwachsenden indessen empfangen bei diesem Volke einen sorgfältigen Unterricht. China ist ein übervölkertes Land. Es gibt Menschen, die auf dem Wasser geboren werden, leben und sterben. Auf

Floßen werden Wohnungen gebaut, Erde aufgetragen, Gärten eingerichtet, sogar Bäume gepflanzt. Aber selbst der kleinste Flußweiler der Art, aus wenigen Häusern bestehend, hat regelmäßig seinen Schullehrer. Besonders werden die Kinder sorgfältig angewiesen zur Ehrfurcht gegen die Eltern und zur Uebung der Gebräuche und Ceremonien, welche die Verehrung des Fo und der Ahnen fordert, aber es sind eben gegen Eltern, Ahnen und Götter nur äußerliche Ehrenbezeugungen, die kaum einen Funken in's Herz werfen, und religiöse Begriffe sind eigentlich nicht vorhanden. Wohl unterrichtet der Vater am chinesischen Neujahr schon das lallende Kind, wie es sich im Tempel zu betragen habe, und geht ihm vor, um zu zeigen, wie man sich beugen müsse; wohl führt die Mutter an demselben Festtage ihre Tochter zum Altare und reicht sogar dem Säuglinge ein Bild, aber wenn das Kind herangewachsen ist, sorgt es oft schlecht genug für die alternden Eltern und kauft, wie diese, seinen Götzen beim Krämer. Es bezeichnet mit dem Ausdruck „heilig" Alles, was ihm gerade eine besondere Bedeutung gewinnt, und betet es an. So thut der Soldat mit seiner Fahne, wenn er sie aufgepflanzt hat. Als daher der Hund des Grafen Görz das Opfer eines Götzen genoß, das in der Vorhalle eines Kaufladens vor dem Bilde aufgestellt war und aus einer Tasse Thee bestand, so erregte das bei dem Verehrer keinen Zorn, sondern große Heiterkeit.

Blicken wir nach Ostindien, so finden wir auch dort denselben Geist des Heidenthums. Viele Neugeborene werden an den heiligen Fluß Ganges gelegt, um von den Krokodilen gefressen zu werden. Ebenso tragen aber auch die erwachsenen Kinder ihre alten oder kranken Eltern an's Meer oder an den heiligen Strom, damit die Fluth sie wegschwemme, oder damit sie den Krokodilen zur Speise werden, ja, sie füllen ihnen wohl gar das heilige Wasser durch den Mund ein, daß sie daran sterben. — Auch in Ostindien werden viele Kinder ausgesetzt oder auch verkauft. Am Markte steht ein Mann, an seiner Brust einen Zettel, worauf geschrieben steht: „Ich biete mein Kind zum Verkauf aus, um mein Leben zu retten!" Er sieht dabei beschämt vor sich nieder, denn auch im Heiden ist das Gewissen nicht ganz ertödtet. Im Gebirgsland der Provinz Orissa wohnt das Volk der Khunds, traurig berühmt durch die schreckliche Sitte der Meria's, welche indeß seit dreißig Jahren durch den muthigen Generalmajor John Campbell auf Befehl der englischen Regierung abgestellt sind. Die Meria's waren schreckliche Menschenopfer, wozu das arme Volk jährlich Männer und Weiber,

besonders aber Knaben und Mädchen aus andern Volksstämmen stahl. Diese armen Schlachtopfer wurden nicht etwa einfach getödtet, sondern lebendig zerstückt und ihre blutenden Glieder von den Verblendeten auf ihre Felder getragen. Das sollte zu einer guten Ernte führen. — Bei den Hindu's werden die Kinder nach den Launen der Eltern mit raffinirter Grausamkeit gezüchtigt. Man treibt ihnen z. B. Nadeln unter die Fingernägel oder Nägel in's Fleisch.

Wir blicken nach Afrika. In einigen Gegenden des südlichen Afrika's ist es eine gewöhnliche Frage, die man an die Mütter richtet: „Wie viele Kinder hast du umgebracht?" — Ein achtjähriges Kaffernmädchen wird im Walde von den Wölfen überfallen. Die Nachbarn verjagen die Raubthiere und bringen es, mit schrecklichen Wunden bedeckt, zu den Eltern. Diese pflegen erst ihr Kind, so gut sie es verstehen, aber das will wenig sagen. Hitze und Fliegen verschlimmern das Leiden, und das arme Kind wird ein Gegenstand des Ekels. Da fragen es die Eltern: „Sollen wir die Männer rufen, daß sie dich mit Speeren tödten? oder sollen wir dich in den Wald tragen?" Es will in den Wald getragen sein. Doch wir wollen uns nachher nach dem Kinde wieder umsehen. — Bei demselben Volke, den Kaffern, hat man gesehen, daß Eltern ihre Kinder lebendig begruben. Warum denn? Es war Hungersnoth eingetreten. In einem solchen Falle redete einmal das Mutterherz gar laut und wollte das Kind retten, allein man überwältigte die Mutter, die das arme Geschöpf schon dem Grabe entrissen hatte, und brachte dieses in das Grab zurück. „Wir werden es nicht dulden", sagte man, „daß du einen unnützen Esser am Leben erhältst!"

Was sehen und hören wir unter den Dajakken auf Borneo, der großen Sundainsel? Missionar Braches erzählt uns von den Kindern derselben Folgendes. Wenn sie noch in der Wiege liegen, sucht man sie durch Zaubermittel zu schützen, die man oben an der letzteren anbringt. Als solche dienen verschiedene Gräser, Krokodilzähne, Holzstückchen, hölzerne Püppchen und andere Gegenstände. Auch Zauberbriefe hängt man ihnen an einer Schnur um den Hals. Fängt das Kind an zu sprechen, so erzählt man ihm von alltäglichen Dingen, aber auch Sagen von Göttern und Geistern. Dadurch erwacht in ihm eine solche Gespensterfurcht, daß es sich nach eingetretener Dunkelheit weder vor die Thür, noch in eine dunkle Ecke des Hauses wagt. Mit dem fünften oder sechsten Lebensjahre hört der Gehorsam eines Dajakkenkindes gegen seine Eltern schon gänzlich auf. Es spricht: „Ich will," und die Eltern

geben nach. Mancher Tag oder doch manche Stunde wird dem Kinde verbittert, wenn es fürchtet, es möchte der Traum eintreffen, den es in der Nacht zuvor hatte, und der nach der Meinung seines Volkes etwas Böses bedeutet.

Wie aber ergeht es den armen Eltern, wenn sie alt und schwach werden? Man führt den alten Vater unter einen Baum. Da muß er sich so an den Aesten anhalten, daß seine Füße den Boden nicht mehr berühren. Verläßt ihn dann die Kraft, so daß er herabstürzt, so fällt man über ihn her und tödtet ihn.

Noch ein Blick in die Südsee! Bei einem christlichen Kinderfeste, an welchem fünfhundert Kinder sich freuten, bricht ein Häuptling gegen die Missionare in die Klage aus: „Ach! warum kamt ihr nicht früher? so wären meine eilf Kinder, die ich ermordet habe, auch da! Ach, warum fängt erst jetzt das christliche Europa an, uns zu lieben?" Von Neucaledonien, wo neuerdings unter französischer Herrschaft römische Priester das evangelische Christenthum verdrängen und die armen Eingeborenen verwirren, die bis vor Kurzem Menschenfresser waren, erzählt Taunga, ein frommer Christ von Rarotonga, der auf Neucaledonien Missionar gewesen, Folgendes: „Bei einem Festmahle des Häuptlings Pasan bemerkt dessen sechsjähriger Sohn unter den Anwesenden einen sehr wohlbeleibten Mann und bittet seinen Vater, ihm denselben zu schenken. Der Vater gewährt die Bitte. Als alle Leute entlassen sind, muß der von dem Knaben Erwählte auf Befehl seines Häuptlings stehen bleiben. Armes Schlachtopfer! Er wußte wohl, was ihm geschehen sollte! „Soll man ihn todtschlagen?" fragt der Vater. „Nein! lebendig zerschneiden!" antwortet der Sohn, der sechsjährige Knabe! Was nun geschah, bedecken wir mit Nacht. Genug, das Schlachtopfer lebte, bis man ihm endlich nach entsetzlichen Qualen den Kopf abschnitt." Und als Taunga, der Missionar, darüber sein Entsetzen aussprach, welche Entschuldigung brachte man vor? Dies sei ein Vorrecht der Söhne des Häuptlings während ihrer Minderjährigkeit.

Können denn aber Kinder, welche in einem solchen Elend aufwachsen, auch jemals so recht fröhlich sein, wie unsere Kinder in der Christenheit? Nun, es ist das Vorrecht und zugleich die schwache Seite der Kinder allerwärts, daß tiefere Eindrücke bei ihnen nicht so leicht hervorgebracht werden. — Als Missionar Hinderer vor mehreren Jahren Ibadan im Yoruba-Lande besuchte, traf es sich, daß eines Tags sein Knecht im Hofe seiner Wohnung ein Bündel Heu auseinanderzupfte; der dabei

auf den Boden fallende Grassamen zog sofort eine Schaar buntgefiederter Vögel herbei. Die von einer niedrigen Erdmauer her zusehenden schwarzen Kinder verscheuchte der Anblick des „weißen Mannes", aber bald nachher erscholl aus dem benachbarten Hofe ein Kindergesang, wobei eins den Vorsänger machte. Das Liedchen lautete:

Den Vogel seht mit dem blauen Glanz!
Den hat er gestohlen vom Indigo ganz!
Und der rothe da, der rothe der!
Camholz ist nicht so roth wie er.
Der liebste aber ist jener doch!
Er ist ja auch viel niedlicher noch.
Jetzt flattert empor das kleine Thier!
Jetzt schießt es herab auf die Körnlein hier;
Jetzt wieder hebt es sich lustiglich;
Und auf den Flügelchen wiegt es sich;
Die Sonne spiegelt sich auf der Brust:
Der ist uns der liebste von allen just!

So sangen Kinder, die vielleicht morgen schon dem Menschenräuber in die Hände fielen, um auf den Sklavenmarkt gebracht zu werden. O du glückliche, harmlose Kinderzeit! Indessen berichten doch Missionare aus Indien, nach ihrer Erfahrung verstehe kein Heidenkind, sich so recht von Herzensgrunde zu freuen, wie unsere Christenkinder. Wer darf sich deß wundern?

II.

Kinder ein von Gott anvertrautes Kleinod!

Das wird überall erkannt, wo Christus einzieht!

Unsern Missionaren steht das Wort: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!" in's Herz geschrieben. Die Liebe Christi hat es ihnen hineingeschrieben. Alle Missionen wenden den Kindern der Heiden eine besondere Sorgfalt zu. Sie gründen Schulen und Waisenhäuser, ja, in China und Vorderindien beschränken sich manche allein auf Erziehung und Unterricht der Kinder. Sie finden auch in manchen Ländern die Alten zu stumpf, die Kinder allein noch empfänglich für das Evangelium, ein Wink für uns, daß wir frühzeitig den guten Samen in die Kinderherzen säen sollen. Die Früchte christlicher Erziehung geben sich denn auch kund, wo die Kinder der Heiden unter christliche Leitung kommen.

In Constantinopel unter den Armeniern, deren erstorbenes

Christenthum die amerikanische und englische Mission (denen sich eine Zeit lang auch die Baseler anschloß) zu beleben sucht, wollte ein Vater eines Tages sein Kind bewegen, zu lügen. Es war nicht dazu zu bringen, denn in der Missionsschule hatte es tiefere christliche Eindrücke empfangen.

In China hat die Mission nicht bloß Schul- und Waisenhäuser, sondern auch Findelhäuser. Der „Berliner Frauenverein für China" besitzt auf Hongkong das Findelhaus Bethesda mit vierzig Kindern. Es arbeiten da vier Schwestern; die geistliche Pflege besorgen die Missionare von Basel und Barmen und bis vor Kurzem auch die von Berlin, die sich meist längere Zeit dort aufhalten. — „Mit welcher Stirn soll ich am Tage des Gerichts den Chinesen gegenübertreten, wenn sie mit lauter Stimme wider mich zeugen werden, daß ich den Weg zum Himmel gewußt habe, und bin doch nicht zu ihnen gekommen, um auch ihnen denselben zu zeigen!" so sprach der Chinesenknabe Tschin oder, wie er nach seiner Taufe hieß, John Dennis, der in England bekehrt wurde. In seinen schweren Leiden sprach er: „Ich leide große Schmerzen. Niemand weiß, was ich leide. Aber was ist es? Ich verdiene es Alles. Es ist kein Bischen zu viel; es ist nichts gegen das, was Jesus für mich gelitten. So will ich es geduldig ertragen." Die Bibel war sein täglich Brod und sein tägliches Labsal.

Auch in Ostindien haben die Missionare in ihren Schulen und Waisenhäusern zum Theil solche Kinder, welche auf der Straße gefunden werden. Solche sind vor etwa dreißig Jahren die Zwillingsbrüder, George Storer Mansfield und John Angell James, gewesen in der Waisenschule englischer Missionare zu Mysore, wohin sie Capitän Montgomery hatte bringen lassen. Als man sie in noch ganz zartem Alter an der Landstraße fand, lagen ihre Eltern neben ihnen, ihre Mutter bereits todt, ihr Vater im Sterben, in Folge der Cholera. Sie wuchsen heran und entwickelten sich herrlich, John Angell James heiter und witzig, George Storer Mansfield sanft und gutmüthig. Der Maler Ruyhouse, der sie beide für einen Frauenmissionsverein zu Birmingham zeichnete, sagt, ihre zierlich geformten Hände und feinen Gesichtszüge hätten ihn völlig überzeugt, daß es Kinder von vornehmer Kaste sein müßten. Hoffentlich wurden sie, was man damals von ihnen erwartete, Missionare und, wenn das nicht, doch tüchtige Christen. — Missionar Schwarz von der Leipziger Mission schreibt vor einigen Jahren aus Mayaveram: „Der Herr forderte schnell nach einander drei Mädchen aus unserer Waisenschule durch die Cholera ab. Das erste

derselben, Wisuwasi (d. h. die Gläubige) erkrankte und starb, während ich gerade in Trankebar abwesend war. Sie war das Töchterlein eines Heiden, der sie uns vor einigen Jahren zur christlichen Erziehung übergeben hatte. Obschon ihr das Lernen etwas schwer wurde, gehörte sie doch zur ersten Klasse, war übrigens still und gehorsam und zeichnete sich durch großen Fleiß in häuslichen Arbeiten aus. Was aber in ihrem Herzen verborgen gelegen hatte, kam erst auf ihrem Todtenbette recht an's Licht. Sobald sie erkrankte, ließ meine Frau, die gerade selbst krank lag, unsern Landprediger Nallatambi rufen, um dem Kinde Trost zuzusprechen und das Nöthige anzuordnen. Das Kind erklärte aber gleich, sie habe das Bewußtsein, daß sie sterben werde, und sie freue sich, heimzugehen zu ihrem Heilande. Sie ließ dann alle Kinder an ihr Lager kommen, bat sie alle einzeln um Verzeihung, wenn sie sich gegen sie versündigt habe, und ermahnte sie, gehorsam zu sein, und den Herrn zu fürchten, damit sie selig sterben könnten. Es machte das einen tiefen Eindruck auf alle; die Kinder reden noch immer von dem seligen Sterben der Wisuwasi, und Nallatambi, welcher bekannte, daß ihm noch selten ein erbaulicheres Sterbebette vorgekommen sei, erwähnte das in der nächsten Sonntagspredigt und ermahnte die Kinder und Erwachsenen, sich das recht zu Herzen zu nehmen. Als ich letzthin in einem Jahresberichte des Central-Missions-Vereins in Nürnberg las, daß eine sterbende Jungfrau in Oberlaimbach der Mission neun Gulden vermacht habe mit dem Wunsche, dazu beizutragen, daß irgend ein Heide auch so fröhlich sterben könne wie sie, dachte ich an das heimgegangene Kind, an dem der Wunsch jener seligen Geberin so schön erfüllt wurde." — In Mangalore, wo die Baseler arbeiten, lebte ein Knabe, ein geborener Hindu, der frühzeitig Christ ward und frühzeitig starb. Er hat in seiner Muttersprache, dem Canaresischen, Lieder gedichtet, von denen ich eins mittheilen will:

Laß mich allzeit Gnade finden,
Liebevoller Jesu Christ,
Und vergib mir alle Sünden,
Weil dein Blut genugsam ist.
Allen bösen Sündensamen
Tilge in mir ganz und gar;
Mach mir deinen großen Namen
Im Erbarmen offenbar.

Selig werd' ich durch dich werden,
Das, Herr, hoff' ich mit Vertraun.
Bring' ich's dazu hier auf Erden,
Werd' ich dort dein Antlitz schau'n.
Dann mit eignen Augen seh' ich
Deine große Herrlichkeit:
Darum zieh mich, Herr, das fleh' ich,
Hier zu dir; mach mich bereit!

Kinder in einer Missionsschule in Indien bekommen als tägliche Nahrung etwas Reis. Aber viele von ihnen sparen sich davon noch etwas ab, um auch etwas beizutragen zum Bau einer Kirche. — In einer andern Schule Ostindiens wurde ein Knabe vom Aussatz, dieser schrecklichen Krankheit, befallen. Er mußte von der Schule ausgeschlossen werden, und man bringt ihn in eine besondere Hütte. Da singt und betet er und ist in seinem Leiden immer fröhlich. Den Missionar und seine Frau, die ihn öfters besuchen, erbaut er durch seine Geduld und Ergebung und durch seine Sterbensfreudigkeit. Wird in der nahen Kirche Gottesdienst gehalten, dann kriecht er so weit, als möglich, um doch auch etwas von dem theuern Gotteswort zu hören. Eines Tages tritt der Missionar in seine Hütte und findet ihn mit dem Gesichte auf dem Gesangbuche liegen. Er meint, der Knabe schlafe, als er aber näher hinzutritt, findet er ihn todt. Sein Haupt ruhte auf den Worten:

Von allen Blumen, die im Garten stehn,
Ist keine doch so lieblich und so schön,
Als du, mein hochgelobter Jesus, bist:
Vergiß mein nicht, Herz, das so gnädig ist!

Wenn schnell der Jugend Lust erbleicht in Noth
Und seiner bangen Beute harrt der Tod,
Dann, o mein hochgelobter Jesus Christ,
Vergiß mein nicht, Herz, das so gnädig ist!

Und der blinde Hinduknabe Gopaul starb mit den Worten: „Ich sehe! — ich sehe! — Nun habe ich Licht! — Ich sehe Ihn in seiner Schönheit! — Sagt meinem Lehrer, daß der Blinde sieht! — Gloria! Gloria!"

Wir wenden uns nach Südafrika und sehen uns nach dem vorhin erwähnten Kaffermädchen um, das die Wölfe so schwer verwundet hatten, das die Eltern nicht heilen konnten und auf sein Ver-

langen hinaus in den Wald trugen. In der grauenerweckenden Einsamkeit erinnert es sich, daß ein Missionar in der Nähe wohne, ein milder, freundlicher Mann. Es macht sich auf und kriecht mit seinen verwundeten Gliedern mühselig über Baumwurzeln und Gestein und gelangt endlich an einen grünen Hügel, auf welchem der Missionar wohnt, und bis zu seiner Schwelle. Der Missionar erblickt das arme Kind. Das Herz bricht ihm über dem Anblick. Er zählt vierzehn Wunden von den Zähnen der Wölfe, die schrecklichste am Kopfe, wo die eine Wange ganz aufgerissen war. Er legt das halb verschmachtete Kind auf ein weiches Bett, wäscht ihm die Wunden, gießt linderndes Oel darein und verbindet sie. Dann pflegt er es Tag für Tag und reicht ihm stärkende Nahrung. Gott gibt seinen Segen, und die Wunden fangen an zu heilen. Dabei erzählt ihm der treue Pfleger von dem noch größeren Samariter. Es wird endlich ganz gesund, und, als der Missionar es fragt: „Willst du nun wieder zu deinen Eltern gehen?" erwidert es: „O nein! sie haben mich von sich gestoßen, aber du hast mich aufgenommen; bei dir will ich bleiben!" — Einige Zeit nachher geht der Missionar nachdenkend bei seinem Hause auf und nieder, da hört er eine Stimme. Es war eine Kinderstimme, die Stimme eines Betenden! Er sieht sich um und erblickt sein armes Pflegekind im Gebüsche knieen und sehr andächtig und innig beten. — Ein Kaffernknabe hat ein Bußlied gedichtet, dessen erster Vers also lautet:

Herr Jesu!
Die Hände sind verwundet,
Die Füße sind verwundet,
Die Seit' auch ist verwundet
Für meine Sünde;
Du littest große Schmerzen
Und littest sie von Herzen
Für meine Sünde.

Diese Art Poesie ist merkwürdig, denn sie eignet sich ganz zur Erbauung der Kaffern. Verse, die einen und denselben Gedanken in gewissen Zwischenräumen wiederbringen, sammeln das von Natur zerstreute Gemüth der Naturvölker und fangen es gleichsam in dem Netz ihrer wiederkehrenden, harmonischen Töne. — Ein kleines christliches Negermädchen bezeugte eine große Furcht vor der Sünde des Diebstahls. Eine andere kleine Negerin, Elise Farrier, suchte sich den Missionaren dadurch nützlich zu machen, daß sie alte Frauen lesen lehrte.

Auf der westindischen Insel Jamaica erlangten die Negersklaven im Jahre 1840 ihre Freiheit. — Aber gerade in ihrem Elende haben viele von ihnen die wahre Freiheit gefunden, denn man brachte sie zur Erkenntniß Christi. Ein blindes Negermädchen auf jener Insel dachte lange darüber nach, ob sie denn nichts für ihren Heiland thun könne, dem sie ja so viel zu danken hatte. Man hat sie aber mit den Fingerspitzen lesen gelehrt. So liest sie nun den sehenden Erwachsenen vor, welche nicht lesen gelernt haben und sagt ihnen auf diese Weise von ihrem Heiland. Ja, später eröffnete diese arme und doch so reiche Blinde eine Schule für sehende Kinder. — Doch reisen wir gen Norden nach dem kalten, in Eis erstarrten Grönland! Ein heidnischer Indianer Nordamerika's rannte einst, als sein Kind starb, wie wahnsinnig in den Wald hinein, aber jene christliche Grönländerin weinte bei dem Tode ihres Kindes still vor sich hin und sprach zu den laut Klagenden: „Ich bitte euch, daß ihr nicht so weint! meinem Kinde ist wohl, denn es ist zu seinem Heilande gegangen." — Ein grönländischer Knabe, der Vater und Mutter frühzeitig verloren hatte, sagte einmal: „Ich komme mir vor, wie ein Vögelchen, das auf der Welt nichts hat, als sein Nest und dasjenige, was ihm der himmlische Vater zum täglichen Unterhalte bescheert. Dabei lebe ich froh und zufrieden. Wenn ich allein bin, unterhalte ich mich mit meinem Heilande und bitte ihn, mir die Herzen Anderer liebevoll zuzuwenden. Das thut er, darum habe ich ihn lieb und wünsche ihm allein zur Freude zu leben." — Die Missionare auf Grönland berichten, daß das in ihren Schulen gebildete, nun auch schon herangewachsene Geschlecht sich von dem früheren wesentlich unterscheide. Die Alten sind stumpf, theilnahmlos und schwer für etwas zu interessiren. Die Jüngeren, die den Schulunterricht genossen haben, besuchen in den Feierabendstunden den Missionar, lassen sich die Landkarten zeigen und fragen ihn nach den neusten Zeitungsnachrichten: „Was schreibt man Neues aus London? aus Paris? u. s. w." Ja, in der dortigen dänischen Colonie Godhaab besteht eine von Eingeborenen bediente Druckerpresse und eine lithographische Anstalt, und es erscheint eine illustrirte Zeitschrift, deren erste Nummern grönländische Volkssagen und Lieder mit dänischer Uebersetzung enthielten.

Zum Schlusse nur noch einen flüchtigen Blick auf unsere Gegenfüßler, auf die beiden Inseln der Südsee, welche durch die Cooksstraße von einander getrennt sind, Te Wahi-Punamu, d. h. der Ort des Grünsteins, und Te Ika-a-Maui, d. h. der Fisch des Gottes Maui,

wozu dann noch die kleine Stewart-Insel gehört, alle drei zusammen Neuseeland genannt. Ihre Bewohner heißen Maori und gehören leider zu den hinsterbenden Geschlechtern der Erde. Dort findet man die Kinder seit der Einführung des Christenthums ganz umgewandelt. Früher waren sie langsam und träge, jetzt sind sie flink und fleißig. Zum Beweis dafür mag schon Folgendes dienen. Jenseit eines Flusses steht ein Schulhaus, auf einen Felsen gebaut. Die Kinder werfen sich jeden Morgen in's Wasser und schwimmen zu ihrer lieben Schule hinüber, Bücher und Kleider hoch emporhaltend, daß sie nicht naß werden. Ebenso kehren sie nach beendigten Schulstunden heim.

„Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes!" Wer Mission treibt, arbeitet mit daran, daß diese Mahnung unseres Heilandes Gehorsam finde auf der ganzen Erde. Es ist ein seliges Thun, daran mitzuarbeiten, daß in der Christenheit, in der alten, wie in der noch jugendlichen, ein Geschlecht aufwachse nach Seinem Herzen, die Hoffnung einer besseren Zukunft. Herr, unser Gott, zu solchem Thun gib uns Weisheit und Kraft, Muth und Freudigkeit um deines Erbarmens willen in Christo Jesu! Amen!

III. Das Gesinde.

Es geht eine laute Klage durch die deutsche Christenheit, die Klage, daß brauchbare, treue Dienstboten immer seltener werden. Das Losungswort der Meisten, die da dienen müssen, lautet: „Weniger Arbeit und immer mehr Lohn!" Das ist freilich kein christliches Losungswort, denn es ist von einer Selbstsucht eingegeben, die keine Ahnung hat von dem Sinne, der im Reiche Gottes durch Christum herrscht. Aber was finden wir im Munde der meisten Herrschaften? Sie sagen: „Wenn meine Dienstboten mir nur leisten, was ich verlange! Ich leiste ihnen, was ich ihnen schuldig bin, wenn ich ihnen Lohn, Speise und Kleidung gebe und sie mild behandle." Das ist freilich auch kein christliches Wort, denn es zeugt ebenfalls von einer Selbstsucht, die keine Ahnung hat von dem Sinne, der im Reiche Gottes durch Christum herrscht. Ja, wer recht sehen will, wie das Christenthum Alles neu macht; daß der Gegensatz zwischen demselben und allen andern Religionen ein schneidender ist, der betrachte den Stand der Dienstboten und ihr Verhältniß zu den Herrschaften außer Christo und in Christo. Das wollen wir heute unter Gottes gnädigem Beistande gemeinsam thun. Wir stellen an die Spitze unserer Betrachtung die Worte des Apostels Paulus, welche wir aufgezeichnet finden in seinem Briefe an Philemon, wo sie vom 10. bis 19. Verse also lauten:

> So ermahne ich dich um meines Sohnes willen, Onesimi, den ich gezeugt habe in meinen Banden, welcher weiland dir unnütze, nun aber mir und dir wohl nütze ist, den habe ich wieder gesandt. Du aber wollest ihn, das ist mein eigen Herz, annehmen. Denn ich wollte ihn bei mir behalten, daß er mir an deiner Statt diente in den Banden des Evangelii, aber

ohne deinen Willen wollte ich nichts thun, auf daß dein Gutes nicht wäre genöthigt, sondern freiwillig. Vielleicht aber ist er darum eine Zeit lang von dir gekommen, daß du ihn ewig wieder hättest, nun nicht mehr als einen Knecht, sondern mehr denn einen Knecht, einen lieben Bruder, sonderlich mir, wie viel mehr aber dir, beides nach dem Fleisch und in dem Herrn! So du nun mich hältst für deinen Gesellen, so wollest du ihn als mich selbst annehmen. So er aber dir etwas Schaden gethan hat oder schuldig ist, das rechne mir zu. Ich Paulus habe es geschrieben mit meiner Hand, ich will's bezahlen.

Auch mit einem armen Sklaven geht der Herr, vor dem kein Ansehen der Person gilt, wunderbare Wege, um seine Seele zu retten. Unter den Gliedern der Christengemeinde zu Colossä in Kleinasien war ein reicher, hochangesehener Mann, Namens Philemon, den der große Apostel, als er diese Gemeinde gründete, selbst unterrichtet und getauft hatte, und der sich durch seine Mildthätigkeit unter den Brüdern auszeichnete. Dieser Christ hatte einen heidnischen Sklaven, mit Namen Onesimus, d. h. nützlich. Dieser aber bewies sich, als ein echter Heide, keineswegs seines Namens würdig. Er ließ sich gegen seinen Herrn Veruntreuung zu Schulden kommen und entfloh ihm. Aber Gottes Auge wachte über ihm und leitete ihn weit von der Stätte seines Dienstes hinweg bis nach Rom, und in der großen Weltstadt ließ er ihn den gefangenen Apostel finden in seiner Miethwohnung, wo diesen die römische Obrigkeit überwachen ließ. Der Apostel lehrt ihn, führt ihn zu seinem Heiland und tauft ihn. Nachdem nun Christus in seinem Herzen Wohnung gemacht hat, kann er es nicht lassen, er muß seine früheren Sünden wieder gut machen, so weit sie gut zu machen sind, denn, wo Christus einzieht, schafft er jedes Mal ein scharfes und zartes Gewissen. Er muß zurück zu dem Herrn, dem er entlaufen ist, und ihm ersetzen, was er ihm veruntreute. Das Erste vermag er, und er läßt sich vom Apostel zurücksenden, obgleich dieser ihn lieber als seinen Diener bei sich behalten hätte. Das Andere vermag er nicht; er hat keine Mittel dazu in den Händen. Da tritt der Apostel für ihn ein und bittet den Gebieter, diese Schuld ihm auf Rechnung zu schreiben; er wolle sie bezahlen, wenn er, wie er hoffe, aus der Gefangenschaft erlöst, seine lieben Brüder und Schwestern in Colossä noch einmal von Angesicht zu Angesicht sehen werde.

So kommt aus Rom Onesimus als Christ zurück nach Colossä, welches er als Heide verlassen hatte. Er kommt an in Begleitung des Tychicus, dieser mit dem Brief an die Gemeinde, jener mit dem Brief an seinen Herrn. Der Brief soll der Schlüssel sein, um Haus und Herz desselben ihm wieder aufzuschließen. Was aber der Apostel in dem vernommenen Abschnitt zur Empfehlung des Sklaven schreibt, das sind Worte, von denen man fast mit Bestimmtheit behaupten kann: Selbst aus dem Herzen des edelsten Heiden oder des edelsten Muhamedaners wären solche nie gekommen; so schreibt nur ein Christ: „Der Knecht, den ich dir sende, ist in meinem Gefängniß mein geistlicher Sohn geworden. Er kommt nun zu dir zurück als ein neuer Mensch, nicht mehr ein unnützer Knecht, wie ehemals, sondern als ein rechter Onesimus. Ich sende dir ihn wieder. Nimm ihn auf, nicht wie der Heide den Sklaven, sondern als ob ich dir mein Herz sendete, als einen lieben Bruder in Christo! Nimm ihn auf, als ob ich's selbst wäre; er sei mein Stellvertreter. Ich wollte ihn bei mir behalten, daß er mir statt deiner diene, aber dazu fehlt mir ja deine Einwilligung. Vielleicht hat es Gott zugelassen, daß du ihn verlieren mußtest, damit du ihn ewig wieder habest, denn die, welche hier in Christo eins sind und in Christo sich lieb haben, werden dort ewig bei einander sein." Ja, so schreibt, so denkt nur ein Christ von einem Knechte; solch eine Gesinnung gegen das Gesinde traut nur ein Christ einem Christen zu. Denn

Herrschaft und Gesinde sind durch ein Band heiliger Liebe verbunden.

So ist's nirgend, wo Christus fehlt.
So ist's überall, wo Christus eingezogen ist.

Das betrachten wir heute.

I.

Herrschaft und Gesinde sind durch ein Band heiliger Liebe verbunden.

So ist's nirgend, wo Christus fehlt.

Auch dein Knecht ist dein Bruder, auch deine Dienstmagd deine Schwester; sie können unter Umständen deines Freundes, deiner Freundin Stelle vertreten. Du sollst sie lieb haben, so daß es dir auch eine Freude sein wird, sie im Himmel wiederzufinden; ein Himmel umfaßt die, welche hienieden Herrschaften, und die, welche hienieden Knechte

und Mägde gewesen sind. Das sind Gedanken, die dem Heiden, dem Muhamedaner und dem Namenchristen als unbegreifliche Thorheit erscheinen. Warum? Der Fehler liegt nicht an ihrem Verstande, sondern an ihrem Herzen; der Verstand steht bei allen Menschen im Dienste ihres Herzens. Wer dem Stand der Dienenden angehört, ist beim Heiden ein Sklave, d. h. ein Geschöpf, dem Hausthiere gleich, das nur dazu da ist, seine Kräfte für uns zu verbrauchen, ein Ding, das wohl Pflichten hat, aber keine Rechte, eine Waare, die man kauft und verkauft nach Gutdünken. Das kann bei den Heiden und Muhamedanern nicht anders sein, denn, wo das Recht des Stärkeren gilt, wo das falsche Selbstgefühl sich ungehindert entwickeln kann, da muß Sklaverei sein. Sie bezeichnet den eigentlichen Zustand der Heiden; Knechtschaft geht da durch alle Verhältnisse. Die Diener sind die Sklaven ihrer Herren, die Kinder die Sklaven ihrer Eltern, die Frauen die Sklavinnen ihrer Männer, die Männer die Sklaven ihrer Häuptlinge und Fürsten, die Fürsten sammt ihren Unterthanen Sklaven ihrer Priester und Zauberer und Alle — Sklaven der Sünde, Sklaven des Fürsten dieser Welt.

Daß die Kinder Sklaven ihrer Eltern, die Frauen Sklavinnen ihrer Männer sind, davon haben wir bereits früher geredet. Es sei erlaubt, die übrigen Glieder dieser Behauptung, die uns heute nicht unmittelbar beschäftigen, im Vorübergehen zu berühren.

Die Männer sind Sklaven ihrer Häuptlinge und Fürsten, denn die Regierungsform ist Despotie; des Herrschers Wille ist Gesetz. Freistaaten aber waren selbst in Griechenland und Rom, also bei den gebildetsten Heiden des Alterthums, auf die Länge nicht haltbar, sondern mußten zur Tyrannis führen oder in der Dictatur und im Kaiserthum untergehen, wo der eiserne Wille des Einzelnen ein schweres Joch wurde; nur der mildere Charakter Einzelner ließ das weniger fühlbar werden. — Die Negerfürsten verkaufen ihre Unterthanen nach ihrer Willkür an den Sklavenhändler. — Sehr bezeichnend ist für dieses Verhältniß, was Wangemann in seinem „Maléo und Sekukuni" von dem Besuche der Missionare, Merensky und Grützner, bei Swaz oder Umswazi, dem König eines Kaffernstammes, berichtet. Bald, nachdem er die Missionare willkommen geheißen hatte, „befaßte er den Reisestock Bruder Grützners, einen ehrlichen deutschen Krückstock, und erkundigte sich nach dem Gebrauch desselben, dann Merensky's Gewehr, welches hinter ihm lehnte. Er legte an und zielte unter den Haufen des dicht gedrängt

umher sitzenden Volkes. Alles blieb todtstill sitzen. Merensky aber hatte große Freude, ihm sagen zu können, daß es nicht geladen sei. Zufällig hatte er es den Morgen abgeschossen." Und in einer Unterredung mit den Beiden äußerte der König „spöttisch lächelnd" über das ihm angebotene Evangelium: „Das ist nichts für mich! Ich muß tödten zur Strafe, ob das Verbrechen groß oder klein ist. Wenn ich einen wohin schicke, und er läuft nicht schnell genug, so tödte ich ihn, und wenn die Zulu dort vom Berge herabkommen und ich sage zu einem: laufe dort zu den Zulu, und er thut's nicht, so tödte ich ihn. Ich strafe mit dem Tode, ob das Ding groß oder klein ist; hier sitzen alle meine Indunas, die wissen das." — — „Wir Kaffern haben immer so gethan, wie ich's thue; wenn ich's nicht thäte, würde das Volk keine Furcht vor mir haben, und wenn nur ein Stäubchen fehlt am Vollzug dessen, was ich gebiete, so tödte ich. Das ist nun aber freilich schlimm, wenn eure Gesetze den meinen entgegen sind." — — „Am folgenden Morgen, als die ersten Sonnenstrahlen die Kuppen der Berge rötheten, waren die Brüder reisefertig. Merensky begehrte von dem Besitzer der Hütte, in der sie geschlafen hatten, einen Stock. „Ich habe keinen!" — „Ich will ihn mit Perlen bezahlen!" „Nein," sagte er, und fuhr, zu seiner Frau sich wendend, fort: „Wir möchten sterben!"

Daß die Häupter des Volkes Sklaven ihrer Priester und Zauberer sind, tritt uns aus der Geschichte jedes Heidenvolks entgegen. Wir können uns dafür unbedenklich auf den Eindruck Aller berufen, welche sich mit derselben beschäftigt haben. Es wird uns dabei stets zu Muthe, als wäre das Volk in seiner Leichtgläubigkeit und in seinem Aberglauben der Spielball einer Klasse listiger Menschen, die es gar wohl wüßte, daß sie die Andern auf die schamloseste Weise betröge. Dieses Eindrucks können wir uns selbst bei der Betrachtung der gebildetsten Völker des Alterthums nicht erwehren. In Rom konnte, gerade in der Blüthezeit des Staats, nichts von irgend einer Bedeutung für denselben erledigt werden ohne Vogelschauer und Opferschauer, von deren Ausspruch es abhing, ob die Unternehmenden durch gute Vorbedeutung ermuthigt oder durch schlimme entmuthigt werden sollten. Kein Feldherr konnte in den Krieg ziehen, ohne jene geheimnißkundigen Männer und die heiligen Hühner in seinem Gefolge zu haben, die im Voraus entscheiden mußten, ob man eine Schlacht gewinnen oder verlieren werde, die letzteren, je nachdem sie das vorgeworfene Futter annahmen oder nicht. Es ist bekannt, wie gebildete Männer Rom's oftmals kühn über das Alles sich

hinwegsetzten, und wie diese Dinge um des Volkes willen doch nicht aufgegeben wurden. — Unter andern Formen zeigt sich noch jetzt unter allen Heiden dasselbe. Ist unter den Fetischdienern in Afrika einer krank, so errichtet man auf den Rath der Zauberer und Priester einen neuen Fetisch an einem einsamen Orte und bringt ihm Opfer. Stirbt der Kranke, so heißt es: Ein mächtigerer böser Geist ist über ihn gekommen. Und weil in solchen Fällen der Europäer mit seinen höhern Kenntnissen dem armen Heiden Scheu einflößt, so spricht er: „Der weiße Mann ist selbst Fetisch."

Daß aber die Heiden überhaupt Sklaven des Bösen sind, davon zeugt schon hinlänglich ihre sittliche Versunkenheit, und ihre namenlose Unsittlichkeit bei ihren Götzenfesten insbesondere. Beispielsweise sei darauf hingewiesen, daß es unter den Hindus einen Zustand der wahnsinnigen Verzückung gibt, in welchem sie für unüberwindlich gelten, gleichwie die Javaner, wenn sie, den Kris in der Hand, umherlaufen und „Amok!" rufen.

Doch es ist Zeit, daß wir uns zum eigentlichen Gegenstand unserer Betrachtung wenden: Die Dienenden bedauernswerthe Sklaven ihrer Herren!

Wer hat die Riesenbauten des Alterthums aufgeführt? Die Pyramiden Aegyptens, die hundertthorige Thebä, die Tempel und Hallen von Persepolis und die erst seit Kurzem wieder aufgefundenen Paläste von Ninive und Babylon? Es klebt daran Schweiß und Blut von Tausenden von Sklaven.

Auch bei den Griechen finden wir schon im grauen Alterthum Sklaven. Sie waren theils im Kriege gefangen, theils geraubt, theils von den Phöniciern gegen andere Handelsartikel eingetauscht. In der Blüthezeit Athen's, das ja der Mittelpunkt der Bildung des Alterthums war, finden wir dort 400,000 Sklaven und Sklavinnen, theils im Besitz und Dienste des Staats, dem sie als Kriegsgefangene zu Theil wurden, theils im Besitz und Dienste einzelner Bürger. Auch diese letzteren waren zum Theil Kriegsgefangene, theils aber auch solche, die man zur Strafe der Freiheit beraubt hatte, und theils erkaufte. Jeden Monat wurde in Athen ein Sklavenmarkt gehalten. Die Sklaven kamen größtentheils aus den Donaugegenden und aus dem Innern Kleinasiens. Für Vergehungen, besonders Diebstahl und Flucht, pflegte man sie mit Geißelhieben zu strafen. Zwölfhundert scythische Bogenschützen auf dem Markte von Athen und kleine Festungen hie und da im

Lande Attika waren für nöthig befunden, um Sklavenverschwörungen zu verhüten. Wurden sie unmenschlich behandelt, so konnten sie im Tempel des Theseus eine Freistatt finden, und in späteren Zeiten durften sie ihre Herren wegen zu strenger Behandlung verklagen. Konnte sie das aber entschädigen für ihr trauriges Loos, das sie gezwungen tragen mußten?

So viel Athen Sklaven zählte, so viel hatte Sparta Leibeigene oder Heloten. Weil sie sich anfänglich öfter empört hatten, waren sie der größten Herabwürdigung ausgesetzt. Sie mußten sich in eine Kleidung hüllen, die für schimpflich galt. Der große Gesetzgeber Lykurgus erlaubte den jungen Spartanern alljährlich den sogenannten heimlichen Krieg (Krypteia) gegen sie. Da machte man denn Jagd auf sie, wie der Jäger auf ein Wild des Forstes. Man machte sich kein Gewissen daraus, sie zu Zeiten in den Zustand der Trunkenheit zu versetzen, um dem heranwachsenden Geschlechte Sparta's zum abschreckenden Beispiele zu dienen. Im Kriege schickte man sie an gefährlichen Stellen voran, dem Feind entgegen, um den Sieg vorzubereiten. Die Freiheit erlangten einzelne von ihnen zuweilen, wenn sie besondere Treue bewiesen hatten, oder wenn sie sich frei kauften. Dafür erhielten sie aber nur die Freiheit, kein Recht, welches sie mit den Bürgern irgend wie auf eine Linie gestellt haben würde.

Und wie war es im großen Rom, der Hauptstadt der alten Welt? In seiner Blüthezeit waren auch hier Tausende von Sklaven, theils Kriegsgefangene, theils im Hause geborene, theils Sträflinge, hauptsächlich aber erkaufte. Man fand in Rom stets Sklavenhändler, welche ihre unsterbliche Waare aus Griechenland und Asien zu Markte brachten. Auch hier standen die armen Menschen theils im Besitz und Dienst des Staats, theils im Besitz und Dienst der Einzelnen. Ihre Herren konnten sie verkaufen, verschenken, vererben und verpfänden nach Willkür. Die im Hause geborenen hatten in der Regel ein milderes Schicksal, als die übrigen, welche oft der empörendsten Grausamkeit ausgesetzt waren. In Israel wurde selbst dem Ochsen, welcher drasch, d. h. auf der Tenne mit seinen Füßen die Körner aus den Aehren trat, das Maul nicht verbunden, aber in Rom hatte die Habsucht eine eigene Art Maulkorb erfunden für die mit der Handmühle arbeitenden Sklaven und Sklavinnen, damit sie nicht etwa ein Körnlein Waizen verschlingen möchten. Sklaven, mit denen man unzufrieden war, schlug man mit Geißeln, oder bezeichnete sie durch Brandmale, und das Schrecklichste,

was je erfunden ward, die Kreuzigung, wurde ursprünglich für römische Sklaven erfunden. Uebrigens erhielten die römischen Sklaven ein Geringes an Lohn und Lebensmitteln und ersparten sich dadurch oftmals etwas, wovon sie mit Erlaubniß ihrer Herren Eigenthum erwarben, auch manchmal ihre Freiheit erkauften. Die Freilassung war eine feierliche Handlung und versetzte den Sklaven in die Klasse der römischen Bürger, wobei er jedoch seinem Herrn zu gewissen Diensten verpflichtet blieb. Der Freigelassene nahm den Geschlechts- und Vornamen seines Herrn an, wozu er den seinigen als Beinamen setzte. Davon haben wir ein Beispiel im 22. Cap. der Apostelgeschichte (Vers 25 ff.). Als Paulus in Jerusalem gefangen genommen war, band man ihn mit Riemen, um ihn zu geißeln. Da aber nach dem römischen Gesetz kein Bürger ohne richterliches Urtheil gebunden oder geschlagen werden durfte, Paulus aber römischer Bürger war, so sprach er: „Ist es auch recht bei euch, einen römischen Menschen ohne Urtheil und Recht geißeln?" Da sprach der Unterhauptmann zum Oberhauptmann: „Was willst du machen? dieser Mensch ist römisch." Der Oberhauptmann fragt ihn darauf selbst: „Sage mir, bist du römisch?" und, als Paulus es bejaht, erwidert Jener: „Ich habe dieses Bürgerrecht mit großer Summe zu Wege gebracht," worauf Paulus entgegnet: „Ich aber bin auch römisch geboren." So war also jener Oberhauptmann ein römischer Freigelassener. Das bezeugt auch sein Name, den wir im 24. Cap. der Apostelgeschichte (Vers 26) erfahren. Er hieß Claudius Lysias. Claudius ist ein echter Römername, den hatte er von seinem Herrn angenommen. Lysias aber ist nicht lateinisch, sondern griechisch. Das war sein eigentlicher Name, den er schon als Sklave geführt hatte. Seinen Vornamen, welcher der seines Herrn gewesen war, erfahren wir nicht.

Auch unsere heidnischen Vorfahren hatten Sklaven. Diese waren zum Theil Kriegsgefangene, zum Theil hatten sie ihre Freiheit auf eine eigenthümliche Art verloren. Der Römer Tacitus erzählt uns davon, daß die Germanen eine Art Würfelspiel so leidenschaftlich liebten, daß einer, wenn er schon Alles verloren hatte, auf den letzten Wurf seine Freiheit setzte. Der, welcher das Spiel verlor, ließ sich willig zum Sklaven machen und selbst von dem leiblich schwächeren Sieger sich binden und verkaufen. Denn solche Sklaven pflegte man nicht zu behalten, sondern dem Verkauf auszusetzen. Geschlagen aber, gefesselt oder mit schwerer Arbeit bestraft wurden Sklaven nur selten. Getödtet

wurden sie wohl auch, doch nicht zur Strafe, sondern von jähzornigen Herren in einem Anfall ihrer Leidenschaft.

Doch wenden wir uns zu dem Heidenthum unserer Tage! Die Häuser der Dajakken auf Borneo ruhen auf hohen, in die Erde gerammten Pfählen, so daß die eigentliche Wohnstätte auf Leitern erstiegen werden muß. Wird ein solches Haus für einen Häuptling erbaut, so muß in jede Grube, in welche einer dieser Pfähle gesenkt werden soll, zuvor der Leichnam eines eben getödteten Sklaven geworfen werden.

Im westlichen Afrika sitzt der Negerhäuptling auf einem erhöhten Platze vor der Thür seines Hauses — Palast oder Schloß können wir nicht sagen — und überschaut von da ein großes, oben offenes Gebäude. In diesem befinden sich seine zahlreichen Sklaven. Wir bemerken darunter viele im kläglichsten Zustande in Folge der Strafen, die sie erlitten haben. Der Rücken des einen ist zerfleischt von Geißelhieben, und dazu hat man seinen Leib durch Stricke und Stäbe in eine solche Lage gebracht, daß er weder sitzen, noch liegen kann, noch auch so zu stehen vermag, daß sein Leib etwas ausruhen könnte. Vielmehr, wenn er ein Glied in ein bequeme Lage bringt, kommen die andern dadurch in eine desto unbequemere. So erfinderisch ist der Mensch der Sünde, so stellt sich der Verstand in den Dienst der Nacht! Aber was hat denn der arme Sklave verbrochen, daß er so grausam gestraft wird? Er hatte am Morgen jenes Tages das Unglück, eine Flasche zu zerbrechen, worin er seinem Herrn Wasser holen sollte.

In solchen Hürden afrikanischer Fürsten befinden sich auch Viele, oft Hunderte, welche dazu bestimmt sind, als Sklaven verkauft zu werden an Menschen, ach! an Menschen, welche die Taufe auf den dreieinigen Gott empfangen haben, aber die empfangene Gnade auf Muthwillen ziehen, Schandflecken der Menschheit, welche den Christennamen vor den Heiden zu einem verfluchten Namen machen. Das ist das Geringste, daß sie ihren Sklaven in's Angesicht erklären: „Ihr seid keine Menschen, sondern Thiere.“ Aber, welche Arbeitslast legt man ihnen auf! wie gewissenlos verbraucht man ihre Kräfte! wie schlecht werden sie beköstigt und beherbergt! wie unbarmherzig werden sie gezüchtigt, ja, gequält! Mag es sein, daß diese Greuel viel seltener vorkommen, als wir uns gewöhnlich vorstellen, mag es sein, daß die Herren schon darum ihre Sklaven schonen, weil sie ihr Geld für sie gegeben haben, — es ist schon schrecklich, daß solche Dinge geschehen, und daß Mancher, der sich einen Christen nennt, nur durch Eigennutz von solchen Schändlichkeiten sich

zurückhalten läßt, ja, es ist schon schrecklich genug, daß ein Theil der Menschen das Recht zu haben glaubt, den andern knechten zu dürfen nach seiner Willkür. Vor einundzwanzig Jahren wurde nach Deutschland ein Buch verpflanzt, dessen amerikanische Verfasserin jenes Elend schildert, um nach ihrem Vermögen dahin zu wirken, daß es abgestellt werde. Es ist „Onkel Tom's Hütte oder Sklaverei im Lande der Freiheit" von Harriet Beecher-Stowe. Nun, in den nordamerikanischen Freistaaten ist seit acht Jahren die Sklaverei gesetzlich abgeschafft. Bücher vermochten das nicht. Ist es nicht entsetzlich, daß zwischen Christen erst einer der blutigsten Kriege geführt werden mußte, um dieses Kainszeichen auf der Stirn der Bevölkerung der vereinigten Staaten zu tilgen? — Unseres Wissens sind es unter allen Völkern, die sich christlich nennen, nur noch die Holländer, die Portugiesen und die Spanier, welche auf ihren Colonieen Sklaven halten und Sklavenhandel treiben.

Wir haben unsere Blicke auf denen ruhen lassen, welche Christen heißen, und denen doch Christus fehlt, wohin wollen wir sie nun wenden? Auf die Sklavenmärkte der Muhamedaner oder in die elenden Sklavenschuppen der afrikanischen Raubstaaten und zu den Reihen ihrer an einander gefesselten Sklaven? Am liebsten zunächst auf den Morgenglanz, der am blauen Himmel der Menschheit ihrer Sonne voraneilte! Er blinkt uns entgegen im alten Testamente.

Zwar lesen wir von 318 im Hause Abraham's geborenen Sklaven, mit denen er den Feinden nachjagte, die Lot gefangen weggeführt hatten, und von 400 Sklaven, mit denen Esau seinem Bruder Jakob entgegenzog, aber wir finden auch einen Elieser. Der stand bei Abraham so hoch, daß dieser an seinen Verwandten, Bethuel, Rebekka's Vater, gar wohl hätte schreiben können, wie Paulus an Philemon: „So du mich hältst für deinen Genossen, so wolleſt du ihn als mich selbst annehmen." — Nehmen wir dazu das Gesetz des alten Bundes! Israel hatte leibeigene Knechte, theils Kriegsgefangene, theils leibeigen im Hause geborene, theils erkaufte. Dreißig Silberlinge oder dreißig silberne Sekel war der gewöhnliche Kaufpreis für einen Sklaven. Diese waren theils Ausländer, theils geborene Israeliten. Ein freier Israelit konnte zum Sklaven werden, wenn er wegen eines zugefügten Schadens verklagt war und ihn nicht zu ersetzen vermochte, oder wenn er seinen Schuldherrn nicht befriedigen konnte, oder wenn er verarmte und sich selbst verkaufte (3. Mos. 25, 39, 47). Jedes sie-

bente Jahr war ein Sabbathjahr. In diesem mußte jeder Sklave israelitischer Abkunft, der es durch Verschuldung geworden war, ohne Lösegeld frei gegeben werden. Jedes neunundvierzigste Jahr war das Jubeljahr. In diesem wurden alle Sklaven israelitischer Abkunft ohne Lösegeld frei. Sklaven aus dem Auslande hatten dies Recht freilich nicht. Es kam auch vor, daß Israeliten als Sklaven von diesem Rechte keinen Gebrauch machten, sondern erklärten, daß sie Sklaven bleiben wollten. Diesen legte die Obrigkeit als Auszeichnung einen Ohrring an. Die im Sabbaths- und im Jubeljahr ohne Lösegeld in Freiheit gesetzten Sklaven durften aber nicht leer aus ihrer Herren Hause gehen, vielmehr mußten ihnen diese eine Ausstattung geben von Schafen, Getreide, Oel und Wein (5. Mos. 15, 13 ff.). Züchtigen durfte ein Herr seinen leibeigenen Sklaven, nur nicht so, daß der Tod unmittelbar darauf erfolgte, sonst wurde der Herr als Mörder bestraft. Fügte er durch die Züchtigung seinem Sklaven einen unheilbaren Schaden zu, so mußte er ihm die Freiheit geben (2. Mos. 21, 26 f.). Auch der Sklave war durch das dritte Gebot bedacht und dadurch angeordnet, daß er am Sabbath mit aller Arbeit verschont würde. Eine eben so freundliche Verordnung bestimmt, daß ihre Herren sie die Zehnten und Opfermahlzeiten mit genießen lassen sollten (5. M. 12, 13 ff. 16, 11; 3. Mos. 25, 49). Dazu kommt, daß ein Sklave in seinem Dienste reich werden und sich frei kaufen konnte. Ziba, der Sklave Mephiboseths, besaß selbst zwanzig eigene Sklaven (2. Sam. 9, 10). — Diesem milderen Geiste Israels gemäß zeigt sich denn auch der Sinn, der aus jener kleinen Israelitin spricht, die in einem Heidenhause zu Damaskus Sklavin sein mußte. Das kleine Mädchen im Hause des Feldhauptmanns Naeman trägt ein herzliches Erbarmen mit ihrem Herrn, welches ihr das Wort eingibt: „Ach, daß mein Herr wäre bei dem Propheten in Samaria, der würde ihn von seinem Aussatz frei machen!" (2. Kön. 5.) Da merken wir schon etwas von der Wahrheit, für die wir uns heute nach Zeugnissen umsehen. Wo Christus fehlt, haben wir sie nicht gefunden, außer einem Anklang davon im alten Bunde. Wenden wir uns denn der anderen Seite unserer Betrachtung zu:

II.

Herrschaft und Gesinde sind durch ein Band heiliger Liebe verbunden.

So ist's überall, wo Christus eingezogen ist.

Wer gab dem Apostel das Herz, welches so ganz anders empfand als die, von denen wir bisher vorzugsweise redeten, ein Herz, wie wir es in den Worten schlagen hören, die wir an die Spitze unserer Betrachtung stellten? Christus brachte etwas in die Welt, das vorher nicht da gewesen war, und welches da, wo es in seinen Anfängen sich regte, wenig Anerkennung fand; das ist die dienende Liebe, die nicht das Ihre sucht, die sich selbst verleugnende, sich selbst aufopfernde Liebe: „Ihr wisset, daß die weltlichen Fürsten herrschen, und die Oberherren haben Gewalt. So soll es nicht sein unter euch, sondern so jemand will unter euch gewaltig sein, der sei euer Diener, und wer da will der Vornehmste sein, der sei euer Knecht. Gleichwie des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für Viele" (Matth. 20, 25—28). So steht über dem Eingang zu dem Reiche, dessen Bürger selige Leute sind; so steht an der Spitze dieses Reichs ein König, der aus unendlicher Liebe zu uns selbst zum Knechte wird, ein König, der in den Tagen seiner Erniedrigung seinen Jüngern die Füße wusch, ja, der als Knecht der Menschen, um ihnen zu dienen, seinem Vater gehorsam war bis zum Tode, ja, zum Tode am Kreuz. Wer nun sein ist, trägt durch seine Gnade, durch die Kraft seiner Liebe im Herzen denselben Sinn. Dienen ist ihm nicht mehr Schande und Last, sondern Ehre und Lust. So ist's nun auch keine Schande mehr, ein Knecht oder eine Magd zu sein, sondern Dienstboten, die ihre Aufgabe verstehen, freuen sich ihres Standes und danken Gott dafür. So gilt nun freilich das Wort für die Herrschaften: „Der Arbeiter ist seines Lohnes werth!" (Luc. 10, 7) und das andere: „Ihr Herren, was recht und gleich ist, das beweiset den Knechten, und wisset, daß ihr auch einen Herrn im Himmel habt" (Col. 4, 1), aber die Dienstboten haben zu handeln nach dem Grundsatz: „So dich jemand nöthigt eine Meile, so gehe mit ihm zwei!" (Matth. 5, 41) und es gilt ihnen das Wort: „Alles, was ihr thut, das thut von Herzen, als dem Herrn und nicht den Menschen; und wisset, daß ihr von dem Herrn empfangen werdet die Vergeltung des Erbes; denn ihr dient dem Herrn Christo, (Col.

3, 23, 24) also, daß man einer frommen Magd von rechtem Stand eigentlich allezeit den Ehrentitel muß geben dürfen, den unser Dichter Fr. Rückert in seinem letzten Gedichte seiner lieben Schwiegertochter beilegt: „Unbelohnt Taglöhnerin, allzeit frohe Fröhnerin."

Dieser Geist der uneigennützigen, opferfähigen und opferfreudigen Liebe ist es, der es vor den Heiden am ersten bezeugte, daß unser Glaube der Sieg ist, der die Welt überwunden hat (1. Joh. 5, 4). Dieser Geist schuf seit Constantin dem Großen die mannichfachsten und großartigsten Anstalten der Liebe und stellte die höchsten Würdenträger der Kirche in den Dienst der Armen und Aermsten, selbst der Aussätzigen und der Geisteskranken. Als Julianus der Abtrünnige die Kirche planmäßig zu vernichten gedachte, ermunterte er die Heiden, dies Liebesgebiet der Kirche nachzuahmen, aber er mußte erfahren, daß ein gemaltes Feuer nicht leuchtet, noch wärmt, und daß dem Heidenthum der Brennstoff fehlt zu einem wirklichen Feuer.

Der Geist der Liebe also, die nur von Christo ausgeht, redet aus dem Apostel, und nur dieser Geist schafft rechte Philemon und rechte Onesimus. Darum können es auch die Missionare unserer Tage getrost der Macht des Evangeliums überlassen, welches sie predigen, die Herzen der Herrschaften und der Sklaven umzuwandeln. Daß es dies thut, zeigt unser eigenes Volk, unter dem die Sklaverei vor dem Worte Gottes gewichen ist.

Wenden wir uns zu einzelnen Beispielen für die Wahrheit, die uns beschäftigt, so glänzt schon in der älteren Zeit der christlichen Kirche hoch und hehr eine christliche Sklavin, die wohl nütze war ihrer Herrschaft, und nicht bloß dieser, sondern dem ganzen Volke, unter welchem sie, die Fremde, als Sklavin dienen mußte. Sie lebte im Anfang des vierten christlichen Jahrhunderts und war eine Armenierin. Das Volk der Armenier hatte sehr früh das Christenthum kennen gelernt und aufgenommen. Sie kam aber, wahrscheinlich als Kriegsgefangene, in das heidnische Land der Iberier, welches später Georgien hieß und jetzt die russische Provinz Grusien bildet, ein Land, in der Richtung von Morgen gegen Abend zwischen dem caspischen und schwarzen Meere sich hinziehend, nach beiden Seiten von Bergen gedeckt. Sie war also eine christliche Magd mitten unter einem heidnischen Volke und bei einer heidnischen Herrschaft. Ihr Name ist ungewiß. In der griechischen Kirche heißt sie die „apostelgleiche Nina." Wir nennen sie gewöhnlich Christiana, d. h. eine Christin. Zuerst zeugte sie, als ein echtes Weib

in Christo, für diesen ihren Heiland und predigte ohne Wort durch ihren schlichten Wandel. Sie war treu, nüchtern, züchtig, sie blieb in der Stille, entfernt von dem lärmenden Treiben der Menschen. Das mußte ja unter den Heiden auffallen. Man fragte sie bald: Woher kommt dir das? Sie antwortete: „Nicht aus mir selbst." — Nun erst legte sie auch mit ihrem Wort Zeugniß von Christo ab. Die Heiden wunderten sich. Das war der erste Eindruck. Später geschah es, daß eine tiefbetrübte Mutter mit ihrem todtkranken Kinde von Hause zu Hause ging, ob etwa Jemand ein Heilmittel wüßte. Alles, was man ihr rieth, blieb ohne Wirkung. Da kommt sie auch zu der christlichen Magd. Diese nimmt das Kind, setzt es auf ihre Decke und betet darüber im Namen Jesu, und siehe! das Kind ward gesund zu derselbigen Stunde. Und sie gab es seiner Mutter. Das Gerücht von dieser Heilung ging von Munde zu Munde und gelangte bald bis zu den Ohren der Königin des Landes, welche an schwerer und schmerzlicher Krankheit hart darnieder lag. Sie schickte nach der wunderbaren Magd, diese aber scheute sich, zu kommen, weil sie sich für zu gering hielt, über die Schwelle des Königspalastes zu treten. Auch war sie sich wirklich keiner besondern Wunderkraft bewußt und wollte nicht prunken. Da läßt sich die kranke Königin in die Hütte der Magd tragen. Diese ruft über ihr den Namen des Herrn Jesu an, und die Königin ward alsbald gesund. Die Magd aber spricht: „Nicht ich, nicht ich, sondern Jesus Christus hat dir Gesundheit und Leben geschenkt." Voll Freuden und Verwunderung kehrt die Königin in ihren Palast zurück und preist dem Könige Christum an als ihren Arzt und Helfer. Sie bittet, er wolle sich zum Dienste des wahren Gottes bekennen und sein Volk dazu anleiten. Der König zögert, bis er einmal in eigener Noth es wagt, zu flehen zu dem unbekannten Gott. Und siehe! seine Bitte wird erhört. Er eilt zu seiner Gemahlin, um nun ihre Bitte zu erfüllen. Christiana wird herbeigerufen und fängt an, im Christenthum zu unterrichten, so gut sie kann. Auch vom christlichen Gottesdienst und vom christlichen Gebete gab sie Bericht. Von nun an predigten der König und die Königin selbst, und Viele im Volk wurden gläubig an den Herrn Jesus. Auf den Rath der Magd wird der Bau einer christlichen Kirche beschlossen, deren Gestalt sie beschreibt, so gut sie kann. Als dieses Gebäude vollendet und zum Gottesdienst zugerichtet ist, schickt der König, wiederum auf Christiana's Rath, eine Gesandtschaft an den Kaiser Constantin nach Constantinopel und läßt ihn um

Priester und Bischöfe bitten, welche Bitte ihm auch gewährt wird. Von dem ferneren Schicksal und dem Ende der Jungfrau ist nichts bekannt geworden. Still und bescheiden war sie aufgetreten, still und bescheiden geht sie aus dieser Welt zu ihrem Heiland, eine Stille im Lande im besten Sinne des Worts, ein Vorbild echter Weiblichkeit, ein liebliches Zeugniß dafür, wie durch Christum auch im Dienen Hoheit ist.

Doch wenden wir uns zu unserer Zeit! Da sehen wir irgendwo im südlichen Amerika ein großes Haus von glänzend weißer Farbe. Es liegt so freundlich und lieblich da im Schatten herrlicher Bäume, daß es jeden Wanderer einzuladen scheint, und daß wenigstens mancher in Bewunderung stehen bleibt. Aber an jedem Morgen und Abend beeilen sich die Vorübergehenden, aus der Nähe dieses lieblichen Wohnorts wegzukommen. Und warum das? Jeden Morgen und jeden Abend erschallt aus dem Hause herzzerreißendes Klagegeschrei. Es ist das Jammern einer Negersklavin, welche von ihrer Herrin unbarmherzig und ohne Grund geschlagen wird. Die Herrin heißt eine Christin, und die Sklavin ist eine Christin. Aber nach längerer Zeit — welch eine Veränderung! Am Morgen und am Abend hört man geistliche Lieder aus dem Hause erschallen. Die Herrin und die Magd preisen mit einander den einen Herrn, an den sie beide nun von Herzen glauben, und im Schatten der herrlichen Bäume vor dem Hause versammelt sich jeden Sonn- und Feiertag, ja, auch oft am Abend der Werktage, eine Schaar schwarzer Sklaven aus der Nachbarschaft, die weiße Herrin mitten darunter wie eine ihres Gleichen, und ein Prediger des Evangeliums verkündigt ihnen das süße Wort von dem, der ein Knecht ward um unsertwillen, auf daß wir die wahre Freiheit erlangen möchten. Was hat denn diesen Wechsel hervorgebracht? Der Geist, der die schwarze Sklavin erfüllte, hatte das Herz der weißen Herrin überwunden.

Ein anderes Beispiel aus neuster Zeit! Auf dem Gottesacker zu Riehen, eine Stunde von Basel, am Fuße des St. Chrischonaberges, steht ein Kreuz, auf dessen Vorderseite aus Ps. 68 zu lesen ist: „Mohrenland wird seine Hände ausstrecken zu Gott," und auf der Rückseite: „Pauline Fathme, Gallanegerin, geboren in Afrika, selig entschafen zu Riehen in ihrem vierundzwanzigsten Lebensjahre, d. 11. Sept. 1855." Die Jungfrau, deren sterbliche Hülle unter diesem Kreuze ruht, war fast unter dem Aequator geboren, eine Tochter des schwarzbraunen Gallavolkes, eines zahlreichen, tapferen, in etwa hundert unabhängige Stämme gespaltenen Volkes, das der Schrecken seiner Nachbarn und

bisher von der Mission noch unerreicht ist. Die Hermannsburger Missionare waren anfänglich für dasselbe bestimmt, konnten aber bis jetzt nicht zu ihm vordringen. Die Muhamedaner erzählen von ihm aus dem siebenten Jahrhundert, Muhamed habe an den Häuptling desselben einen Boten geschickt mit der Aufforderung, er solle mit seinem Stamme den „Propheten Gottes" anerkennen. Der Bote habe die Antwort zurückgebracht: „galla" d. h. „er hat nein gesagt." Da habe Muhamed ausgerufen: „Diese Ungläubigen soll man künftig Galla, Neinsager, nennen." Sie selbst nennen sich ilma orma, Kinder der Orma's. Ihr uraltes Heidenthum ist mit muhamedanischen und von Abyssinien her mit christlichen Zusätzen vermischt. Ihr oberster Gott heißt Wak und wird als unsichtbar und das schönste aller Wesen gedacht. Aber auch Schlangen beten sie an. Sie sind Nomaden, führen aber am liebsten Krieg und sind auch unter sich stets in blutigen Fehden begriffen. — Ein solches Ormakind also war die Jungfrau, von der wir berichten, und zwar die Tochter eines der hundert Stammeshäuptlinge, Namens Jai Tschasseda Odah, eines reichen, aber gegen die Armen sehr wohlthätigen Mannes. Er war ein zärtlicher Vater seines Kindes und hütete es als seinen kostbarsten Schatz. Doch schon in ihrem sechsten Jahre mußte die Tochter ihn bei einem feindlichen Ueberfall, zum Tode getroffen, niedersinken sehen. Sie pilgerte täglich zum Grabe des Vaters, das eine halbe Stunde von ihrem Dorfe entfernt lag, und weinte und betete dort Stunden lang, denn er hatte sie zu allem Guten ermahnt und auch zum Beten angeleitet. Als Mädchen von neun Jahren wurde sie von muhamedanischen Menschenräubern entführt, viele Tagereisen weit nach Norden geschleppt, zu Sudan in Senaar auf dem Sklavenmarkt feilgeboten und an einen Händler verkauft. Aus einer Hand ging sie in die andere und kam endlich in den Besitz des Vicekönigs von Aegypten. Gott hielt seine Hand über ihr, daß sie nicht zum Werkzeuge der Sünde wurde. Bei dem Gedanken daran bebte sie oft tief innerlich und flehte zu Gott, er wolle sie vor dergleichen behüten. Und er erhörte sie. So oft sie in Gefahr kam, ließ er sie in eine Krankheit fallen, die ihr Aussehen abstoßend machte. Der Vicekönig von Aegypten schenkte sie einem europäischen Reisenden. So kam sie nach Würtemberg; die Königin von Würtemberg sah sie im Hause des Freiherrn von Berlichingen und nahm sich ihrer an. Bald lernte Ganomeh, als Sklavin Fathme genannt, das Deutsche nothdürftig sprechen und schreiben. Der weithin bekannte Pfarrer Staudt in Kornthal unterrichtete und

taufte sie, wobei sie zu Ehren ihrer Gönnerin und Pathin den Namen Pauline erhielt. — „O Mutter, mein Herze wie Vögel fliegen!" sagte sie einmal, als sie aus der Kirche kam, zu der Frau des Hauses, in das sie aufgenommen war, und ein anderes Mal: „O Mutter, mein Herze wie frisch Wasser trinkt!" Nach empfangener Taufe unterzeichnete sie sich öfter in Briefen: „Ich wohl schwarz, aber durch die Taufe ganz weiß und wie Engel gemachte Pauline." Aber das deutsche Klima knickte nur zu bald die Blume des Südens. Als sie auf dem Sterbebette das heilige Abendmahl empfing, dankte sie dem Herrn kindlich und betete: „O lieber Heiland! wie ist dein Blut so gut! Laß alle Sünden darein versenkt sein!" Früher bezeugte sie große Lust, im Dienste der Mission in's Schoa- und Gallaland zu ziehen, und, menschlicher Weise zu reden, wäre das zu wünschen gewesen, da sie neben dem Gumadialecte ihrer Volkssprache auch Arabisch sprach. Aber jetzt überwog in ihrer Seele das Heimweh nach dem Himmel. Im Schlafe rief sie: „Jerusalem! Jerusalem! Hochzeit des Lammes!" Selbst durch ihre zuletzt selten verständlichen Reden — denn sie sprach nur leise und mischte Worte verschiedener Sprachen — klang's durch: „Heiland! Halleluja!" Sanft entschlief sie am genannten Tage früh vier Uhr. Ueber das schwarzbraune Angesicht war Sabbathstille und der Schimmer himmlischer Verklärung ausgegossen. In das wollichte Lockenhaar flochten ihr die Schwestern des Diaconissenhauses in Riehen den frischen Myrthenkranz, das Schattenbild der unverwelklichen Krone des Lebens.

Auch in der alten Christenheit unter den in ihrer Kindheit Getauften hat Onesimus seine Brüder und Schwestern. Von den vielen gedenken wir nur eines Bruders und zweier Schwestern! Die beiden ersten dieser drei Beispiele erzähle ich dem theuern seligen Caspari wörtlich nach.

Ein reicher Herr in Polen fuhr zur Winterszeit in einem Schlitten nach dem Städtlein Ostrowo, nur von seinem Knecht Jakof begleitet, der dem Schlitten vorreiten mußte. Ehe sie die Stadt erreichten, mußten sie zuvor durch einen langen, einsamen Wald, und es war bereits Abend. Der Knecht schlug daher dem Herrn vor, in einer Herberge, die am Eingange des Waldes lag, zu übernachten; denn im Walde seien viele Wölfe, und die Unthiere seien jetzt gar grimmig, weil der Winter so hart sei. Der Herr war aber einer von den wunderlichen, von denen, die einen guten Rath, wenn er von einem Knecht kommt, nicht annehmen mögen, fuhr ihn an und schrie: er werde wohl des Reitens überdrüssig sein,

aber da werde er nichts darnach fragen, sie müßten noch nach Ostrowo, es möge gehen, wie es wolle, und so ging's vorwärts, was die Pferde laufen konnten. Kaum aber sind sie eine Strecke im Wald, hört der Herr hinter sich ein lautes Heulen, und wie er sich umkehrt, sieht er die Wölfe in Rudeln hinter dem Schlitten daherjagen, und die vordersten schon ganz nahe. „Jakof, Jakof!" ruft er, „die Wölfe, die Wölfe!" Der treue Jakof erwiedert kein Wort, sondern läßt ruhig den Herrn vorausfahren, reitet zwischen den Schlitten und die Wölfe, zieht seine Pistolen und schießt von Zeit zu Zeit unter sie. Damit schreckt er eine Weile die Bestien, endlich aber hat er kein Pulver mehr, und als sie nun an den Schlitten heranstürzen, sagt er: „Herr, ich muß meinen armen Braunen opfern und sehen, daß ich zu euch auf den Schlitten komme, sonst ist Alles verloren." — „Thu', wie du willst," sagte der Herr, und im Augenblick war der Jakof vom Pferde und auf den Schlitten gesprungen, hielt sein Pferd am Zaum fest, bis die Wölfe herankamen, dann überließ er's ihnen zur Beute. Es schien, als sollten sie dadurch einen Vorsprung gewinnen, aber nicht lange, so war ein Theil der Wölfe wieder heulend hinter ihnen her, und einige schickten sich an in den Schlitten zu springen, und der Edelmann gab sich nun verloren. Da sagte der Jakof: „Herr, nun will ich in Gottes Namen auch das Letzte noch für euch thun. Dort sind schon die Lichter von Ostrowo, und ihr könnt das Städtlein erreichen, wenn ich nur auf ein paar Minuten die Bestien euch vom Halse halte. Sorgt für mein Weib und meine Kinder, lebt wohl und denkt manchmal an den armen Jakof!" Damit zog er den Säbel, sprang aus dem Schlitten und stürzte sich mitten unter die Wölfe. Diese stutzten, fielen ihn aber dann wüthend an und übermannten ihn endlich, sein Herr aber war mittlerweile unversehrt entkommen. Schnell nahm er Leute mit sich und eilte in den Wald zurück, aber er fand nichts mehr als die Gebeine seines treuen Knechtes, die sammelte er und ließ sie begraben, das Weib und die Kinder aber versorgte er väterlich und wurde allen seinen Dienern ein freundlicher, gütiger Herr, beklagte es auch oft mit Thränen, daß er nicht ohne bittere Reue an seinen treuen Knecht gedenken konnte.

Auf eines Müller's Hofe hatte sich bei Nacht ein angeschlossener Hund von seiner Kette losgerissen. Von dem Lärm erwacht der Herr und ruft die Magd. Die springt schnell aus dem Bette und eilt hinaus, den Hund an seine Kette wieder anzulegen. Doch vor der Thüre springt er wüthend ihr entgegen und beißt sie an Arm und Fuß wund. Der

Müller eilt auf ihr Geschrei stracks mit den Seinigen herbei. Sie reißt die Thüre zu: „Zurück!“ ruft sie, „der Hund ist toll! ich bin nun schon gebissen; laßt mich, ich will allein ihn schon wieder fest schließen.“ Sie kämpft hierauf mit großer Müh sich mit dem Hund herum. Es floß das Blut ihr stromweis aus der Wunde; doch ließ sie ihn nicht eher los, bis sie ihn wieder festgebunden, worauf man ihn alsbald erschoß. Die Magd ging still und ohne Klagen in ihre Kammer, befahl sich Gott und erwartete den Tod. Der kam auch, die Wuth brach aus, und die treue Magd starb in wenigen Tagen.

In dem letzten deutsch-französischen Kriege, in welchem Gott aus großer Gnade unserem Volke den Sieg verlieh, wurde bekanntlich Straßburg vom 9. August 1870 an belagert und vom 23. August bis zum 28. September desselben Jahres mit Granaten beschossen. Das Elend der Belagerten läßt sich nicht beschreiben. Sie hatten ihre Wohnungen verlassen und wohnten zum größten Theile, um vor den deutschen Geschossen gesichert zu sein, in den Kellern, so daß oft mehrere Familien, in einen solchen dumpfen und dunkeln unterirdischen Raum zusammengedrängt, leben und sich kümmerlich behelfen mußten. Zu einem begüterten Herrn, der mit Weib, Kindern und Gesinde in einem solchen Keller lebte, trat eines Tags sein Knecht, den er ausgesendet hatte, und benachrichtigte ihn, sein schönes Wohnhaus mit all seiner Habe stehe so eben in Gefahr, ein Raub der Flammen zu werden; wenn er noch etwas retten wolle, müsse er ohne Säumen Schritte thun. Als nun der Mann sogleich seinen Hut ergriff, um den Keller zu verlassen, hängten sich Weib und Kinder jammernd an seine Kleider und baten ihn flehentlich, zu bleiben. Da trat seine Dienstmagd hervor und sprach: „Herr! das ist nichts für Euch! Ihr könnt da nicht helfen und nichts retten. Das wird meine Sache sein, denn ich vermag es, und vor den deutschen Granaten fürchte ich mich nicht.“ Sie ließ sich nicht abhalten, und Gott beschützte sie wunderbar. Nach einigen Stunden hatte sie ihrer Herrschaft das Ihrige gerettet und kehrte zu ihr zurück, wohlbehalten und unverletzt.

Hier könnten wir unsere Betrachtung schließen, es würde ihr aber etwas Wesentliches fehlen, wenn wir hier nicht eines Mannes gedenken wollten, der nicht vergessen werden darf, so lange es Kinder Gottes gibt. Dieser Mann ist William Wilberforce, geboren den 24. Aug. 1759, gestorben den 29. Juli 1833, dreiundsiebzig Jahre eilf Monate alt. Er war einer der ersten christlichen Charaktere unserer Zeit und

einer der größten Parlamentsredner Englands. Er war einer der Begründer der großen britischen und ausländischen Bibelgesellschaft, er unterstützte die gegen Napoleon I. kämpfenden Deutschen und war ein Freund Blücher's und des großen Pitt. Aber das Alles ist es nicht, weßhalb wir ihn hier nicht unerwähnt lassen dürfen. — Wir haben schon bemerkt, daß unseres Wissens gegenwärtig unter den Völkern, die sich christliche nennen, nur noch die Holländer, die Portugiesen und die Spanier Sklaven halten und Sklavenhandel treiben. Bis zum Jahre 1807 gehörten aber auch die Engländer zu den Sklavenhandel treibenden Nationen, und bis zum Jahre 1833 hielten sie noch Negersklaven auf ihren Colonieen. Jetzt ist das anders. Jeder Negersklave ist von dem Augenblicke an, wo er englisches Gebiet betritt, ein freier Mensch, und die Engländer halten zwischen Amerika und Afrika ihre Kreuzerschiffe, welche aller Sklaven führenden Schiffe sich zu bemächtigen suchen und die Neger, die ihnen auf diese Weise zufallen, nach der englischen Colonie Sierra Leone mit der Hauptstadt Freetown an der Georgsbay an der afrikanischen Westküste südlich vom Gambia in Freiheit bringen. Wer hat diese herrliche Umwandlung hervorgebracht? Das hat Gott der Herr durch William Wilberforce theils in's Werk gesetzt, theils wesentlich vorbereitet. Wilberforce war Mitglied des englischen Unterhauses vom Jahre 1789 bis zum Jahre 1825. Als solches beantragte er am 12. Mai 1789 zum ersten Male die Abschaffung des Sklavenhandels, und von da an jährlich auf's neue bis zum Jahre 1807, wo endlich am 23. Februar die Majorität des Unterhauses seinem Antrag beitrat und die Abschaffung des Sklavenhandels beschloß, dem einen Monat später das Oberhaus beistimmte und nach noch zwei Tagen die königliche Bestätigung zu Theil wurde. Wilberforce hatte nicht bloß seine Kräfte an dieses wundervolle Werk gesetzt, sondern auch Schweres dafür geduldet. Spott, Lästerung und Verfolgung war Jahre lang sein Lohn, ja, einmal wurde ein Mordversuch auf ihn gemacht. Im Jahre 1794 fiel er in des Königs Ungnade. Als sein Antrag im Jahre 1796 zum siebenten Male nicht durchging, fiel er vor Schmerz in eine schwere Krankheit. Als er endlich nach achtzehnjähriger Ausdauer das Gesetz für Abschaffung des Sklavenhandels gegeben sah, mußte er erst noch erfahren, daß man es nicht vollständig durchführte. Darum wirkte er von nun an auf Freilassung der Negersklaven hin, stiftete zunächst die afrikanische Gesellschaft, verfaßte 1823 eine Schrift, worin er den Vorschlag machte, die Sklaven allmählich in Bauern umzuwandeln, und

beschwor am 16. März 1824 noch einmal das Parlament, die Freilassung der Sklaven zu beschließen. Umsonst! Im Jahre 1825 erforderte es die Abnahme seiner Kräfte, daß er sich vom öffentlichen Leben zurückzog, — nach vierundvierzigjähriger Thätigkeit. Aber nicht lange vor seinem Tode, im Jahre 1833, schenkte ihm der Herr noch die Freude, daß ihn die Botschaft erreichte, wie sein Freund Burton mit seinem Antrag auf Abschaffung der Sklaverei gesiegt habe. Wilberforce ging aus diesem Leben mit dem Bekenntniß der tiefsten Demuth, während Tausende ihn als ihren Retter segneten. — Seitdem — das sei nur beiläufig bemerkt — fanden auch die nordamerikanischen Freistaaten ihren William Wilberforce in Salomon Portland Chase.

Möchten denn alle Knechte und Mägde in der Christenheit bedenken, welche Gnade ihnen widerfährt, daß sie nicht unter dem heidnischen Sklavenjoch seufzen müssen, und darum ihren Herrschaften, als Stellvertretern Gottes, mit desto tieferer Demuth, mit desto größerer Freudigkeit und mit desto heiligerer Aufopferung dienen um ihres Herrn willen! Möchten sie in den Stunden, wo sie zur Untreue, zur Trägheit, zur Unlust, zur Unzufriedenheit versucht werden, mit ihrem Herzen aufschauen zu dem, der auch um ihretwillen Knechtsgestalt annahm, ja, der Allerverachtetste und Unwertheste ward und ist doch kein Geringerer als der Sohn des lebendigen Gottes!

Der Apostel mahnt ja 1. Tim. 6, 2: „Welche gläubige Herren haben, sollen dieselbigen nicht verachten, weil sie Brüder sind, sondern sollen desto mehr dienstbar sein, dieweil sie gläubig und geliebt und der Wohlthat theilhaftig sind." Die Herrschaften aber sollen nicht vergessen, daß ihre Knechte und Mägde ihre Brüder und Schwestern in Christo sind, — sollen demüthig genug sein, dies zu beherzigen. Womit können sie das am besten beweisen? Glaubenslose Menschen beweisen ihre Herablassung zu ihren Dienstboten dadurch, daß sie dieselben außer ihrer Arbeitszeit gewähren lassen, mögen sie auch Sündenwege gehen, ja, dadurch, daß sie ihnen zu gewissen Sünden Anleitung geben oder sie gar zu Genossen ihrer Sünden machen. Christen nicht also! Diese beweisen ihre Herablassung damit, daß sie sich sorgfältig hüten, ihnen mehr aufzulegen, als ihre Kräfte zu leisten im Stande sind, und damit, daß sie dieselben nicht als ihr Eigenthum, sondern als Christi theuer erkauftes Eigenthum ansehen, d. h., daß sie darauf bedacht sind, sie mit sich in den Himmel zu bringen. Sie lassen sie theilnehmen am Gebet und am Lesen des Wortes Gottes im häuslichen Kreise, ermuntern

sie, der Heiligung nachzujagen, und warnen sie vor der Gelegenheit zur Versuchung. Sie lassen ihnen freie Zeit, für ihre Seelen zu sorgen, und sehen nicht scheel, sondern freuen sich, wenn sie in ihren freien Stunden die heilige Schrift und andere gute Bücher lesen.

Welch eine Gotteskraft aber muß das Evangelium unseres Heilandes sein, daß es das ganze entsetzliche Sklavenverhältniß allerwärts zu tilgen und auch den Niedrigsten in die herrliche Freiheit der Kinder Gottes zu versetzen vermag! Wie? und ein solches Evangelium wäre es nicht werth, daß wir ihm das ganze Herz aufschlössen und hingäben! ein *solches* Evangelium wäre es nicht werth, daß wir alle unsere Kräfte in seinen Dienst stellten, auch dazu, daß die armen geknechteten Heidenseelen aus dem Jammer ihrer Knechtschaft erlöst würden! *Das*, Herr, hilf uns erreichen durch deine Gnade und durch deinen Beistand, vor Allem aber Alles setzen an den *rechten Ehrenstand*, deine treuen Knechte und Mägde zu sein und zu bleiben! Amen.

IV. Die Barmherzigkeit.

Es ist dem Menschenherzen eingeboren, daß es vom Mitleid ergriffen wird, wenn es Andere leiden sieht, und davon sich bewegen läßt, ihnen Hülfe zu bringen in ihrer Noth. Ja, die Gabe des Mitleids ist verschiedenen Herzen in verschiedenem Maße zugetheilt, so daß Manchem ein ganz besonders theilnehmendes Wesen oder ein besonderer Sinn für Wohlthätigkeit, Freigebigkeit und ähnliche Eigenschaften beiwohnen. Aber, so wie der Mensch von Natur ist, findet diese Seite unseres Herzens ihre Grenze an der Liebe, die ein Jeder zu sich selbst hat, an der Selbstherrlichkeit unseres lieben Ich. Und je mehr wir diese Eigenliebe nähren, desto mehr bildet sie sich aus zur Gleichgültigkeit, zum Kaltsinn gegen Andere, zur Hartherzigkeit, ja, zur Grausamkeit und Tyrannei. So mag man es ja aussprechen: Menschenliebe findet sich bei den verschiedensten Menschen, und liebevolle Seelen finden sich unter den Bekennern aller Religionen; man wird doch zuletzt zugestehen müssen, daß die echte Liebe, nach dem Bilde der göttlichen Liebe, nur da gedeihen kann, wo der selbstsüchtigen Liebe, der Liebe zu uns selbst, ein volles Gegengewicht gegeben und eine überwindende Macht entgegengestellt werden kann. Dieses Gegengewicht, diese überwindende Macht finden wir aber nirgends, als bei Christo. Wo er in die Herzen einzieht, da bringt er diese Liebe mit sich, ja, mit ihm ist eine neue Liebe in die Welt getreten, eine Liebe in die Herzen eingezogen, von welcher zuvor höchstens ein Schatten unter den Menschen zu finden war. Es darf uns daher keinen Augenblick befremden das Wort, das schon so viele befremdete, und das wir an die Spitze unseres Vortrags stellen wollen, wie wir es aufgezeichnet finden:

Joh. 13, 34:

Und ich sage euch nun: Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch unter einander liebet, wie ich euch geliebet habe, auf daß auch ihr einander lieb habt.

Ja, das Gebot der Liebe, welches unser Heiland uns gegeben, ist ein neues, weil seine Liebe gegen uns die Quelle unserer Liebe gegen einander und der stete Antrieb zu dieser sein soll. Er fordert ja nichts, was er nicht selbst gibt. Durch seinen Geist schenkt er seine neue Liebe allen denen in's Herz, die durch den Glauben mit ihm eins geworden sind. Doch vermögen sie freilich darin hienieden seine Vollkommenheit nie zu erreichen und müssen stets flehen: O Herr! schenke mir aus deiner Liebesfülle ein reicheres Maß in mein armes Herz!

Aber was für eine neue Liebe ist denn in diesem Herrn Jesus? Wer vermöchte sie nach allen Seiten genau und würdig zu beschreiben: Wenn am Morgen die Strahlen der Sonne sich im Thautropfen brechen, siehst du ihn bald roth, bald blau, bald gelb, bald grün, bald violett, lila oder orange, aber immer herrlich blinken. So ist es mit der Liebe deines Heilandes. Der echte Diamant bleibt immer herrlich, wie man ihn auch betrachten mag, und zeigt dem Auge, je nachdem es sich ihm zukehrt, immer neue Facetten. Nur ein Weniges wollen wir zu lallen versuchen von dieser Liebe. Es ist ihr eigenthümlich, daß sie es versteht und vermag, sich hineinzufühlen, ja, hineinzuleben in die Noth der Brüder und Schwestern, auch in die Noth, die sie nicht selbst erlebt hat, und daß sie das nicht lassen kann. „Er entäußerte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an, ward gleich wie ein anderer Mensch und an Geberden als ein Mensch erfunden, er erniedrigte sich selbst" (Phil. 2, 7, 8), und in diesem Sinne wendet der Evangelist das Wort des Propheten Jesaia (53, 4, 5) auf ihn an: „Er hat unsere Schwachheit auf sich genommen, und unsere Seuche hat er getragen (Matth. 8, 16, 17)," wo er von ihm erzählt: „Er trieb die Geister aus mit Worten und machte allerlei Kranke gesund." Es ist dieser Liebe eigenthümlich, daß sie zu jedem Opfer bereit ist, keines zu groß findet, wenn es gilt, die Noth des Nächsten zu wenden. „Daran haben wir erkannt die Liebe, daß er sein Leben für uns gelassen hat; und wir sollen auch das Leben für die Brüder lassen" — (1. Joh. 3, 16). Es ist dieser Liebe eigenthümlich, daß sie auch die niedrigsten Dienste nicht scheut. „So nun ich, euer Herr und Meister, euch die Füße ge-

waschen habe, so sollt auch ihr unter einander euch die Füße waschen" (Joh. 13, 14). Es ist dieser Liebe eigenthümlich, daß es ihr ein Leichtes ist, um des Guten willen, das sie zu vollbringen für recht erkannt hat, auch Schmach zu leiden, so viel es den Menschen gefällt ihr aufzulegen. „Wenn ihr um Wohlthat willen leidet und erduldet, das ist Gnade bei Gott. Denn dazu seid ihr berufen; sintemal auch Christus gelitten hat für uns und uns ein Vorbild gelassen, daß ihr sollet nachfolgen seinen Fußstapfen" (1. Petr. 2, 20, 21). So ist es denn die Liebe, welche auch den Feind in's Herz schließt und feurige Kohlen auf sein Haupt sammelt, die Liebe, welche jede Beleidigung vergibt und allezeit dem, der sie geschlagen, die Hand zur Versöhnung entgegenstreckt. So ist es die erfinderische Samariterliebe, die nicht müde wird, darauf zu denken, wie sie überall ganz und gründlich helfe. So ist es die Liebe, die nicht um Dank und Lohn arbeitet, nicht bloß sanftmüthig, sondern auch von Herzen demüthig, weil sie von Verdienst nichts weiß, — also daß der Jünger arbeitet, weil er gern dankbar sein möchte dem Meister, der ihn erkaufte um so hohen Preis. Das sind einige in schwachen Linien gezeichnete Züge der Liebe, die in Christo ist, mit ihm auf der Erde erschien und durch ihn in die Herzen kommt zu aller Zeit, wie wir diese auch gezeichnet finden in dem großen Psalm der Liebe, den der Apostel Paulus im ersten Briefe an die Corinther im 13. Capitel gesungen hat, der Apostel, der sonst vorzugsweise der Apostel des Glaubens genannt wird.

Nach dieser Liebesgesinnung sehen wir uns außer Christo vergeblich um, aber sie ist es, deren Segnungen mit dem Christenthum unter die Völker ausgegangen sind und gar manchmal von denen, die ihm ferne standen, als Wunder angestaunt wurden. Und in der That, diese Liebe ist ein Wunder, denn aus unserem eigenen Wesen ist sie nicht geboren; sie stammt von Oben. — Diese Liebe wollen wir aber heute nur in einem Zweige ihres Wirkens betrachten, nämlich in ihrem Dienste an den Kranken, Armen und Nothleidenden. Wir betrachten:

Das Erbarmen mit den Hülfsbedürftigen.

Wir fragen: Wie finden wir es damit bestellt, wo Christus fehlt?
und wie da, wo Christus eingezogen ist?

I.

Wie steht es um das Erbarmen mit den Hülfsbedürftigen, wo Christus fehlt?

so fragen wir zuerst.

Den berühmten Freistaaten des heidnischen Alterthums war es eigenthümlich, daß sie sich der Armen je länger je weniger zu entschlagen vermochten. Neben Macht und Reichthum finden wir da die bitterste Armuth, und, wer keinen Besitz hatte, hatte auch kein Recht. Eine gewisse regelmäßige Darreichung von Almosen war durch das Gesetz angeordnet, aber keine Anstalten, welche der Armuth an die Wurzel gingen.

Von den griechischen Freistaaten wollen wir nur Athen berühren. Solon, der berühmte Gesetzgeber Athens, ließ denen, welche im Kriege zu Krüppeln geworden waren, aus Staatsmitteln eine Unterstützung zahlen, die man später auf alle Arbeitsunfähigen ausdehnte. Anfangs bekamen sie täglich einen Obolus, d. i. 4 Kreuzer, später das Doppelte. Der Rath der Fünfhundert hatte jeden Monat zu prüfen, welche Arme einer solchen Unterstützung würdig seien. Jährlich wurden für diesen Zweck 7—15,000 Thaler verwendet. Die hinterbliebenen Waisen der im Kriege Gefallenen erhielten bis zur Mündigkeit ihren Unterhalt. Armen- und Krankenhäuser gab es in Athen nicht.

Ferner bestanden daselbst geschlossene Gesellschaften, deren Mitglieder monatliche Beiträge zahlten, um denjenigen unter ihnen zu helfen, die etwa in Noth oder Geldverlegenheit gerathen waren. Sobald die Verhältnisse des Empfängers sich besserten, mußte er die empfangene Unterstützungssumme zurückzahlen. Entstanden Rechtshändel zwischen Mitgliedern dieser Vorschußvereine (ἔρανοι, Eranoi), so entschied sie das Gericht innerhalb eines Monats.

Außerdem nahm sich der Staat gebrechlicher und arbeitsunfähiger Bürger an, wenn deren Vermögen die Summe von 3 Minen, d. h. von 75 Thalern, nicht erreichte.

Es gab in Athen Speisungen auf öffentliche Kosten, aber diese waren nicht für Arme, sondern für die Sieger in den olympischen Spielen, siegreiche Feldherren, große Staatsmänner und gewisse Beamte, um sie zu ehren. Zuweilen ließ der Staat Getreide aus den Staatsmagazinen um niedrigen Preis verkaufen oder verschenkte es auch, oder verlooste Anweisungen auf Güter in eroberten Landstrichen oder vertheilte

die Einkünfte aus den lauriotischen Silberbergwerken oder gab dem Volke das Eintrittsgeld zu den Theatervorstellungen, was Perikles einführte, aber das Alles sollte keine Unterstützung für Arme sein, sondern nur dem Volke fröhliche Feste bereiten, um es bei gutem Humor zur erhalten, weßhalb denn auch solche Spenden von den politischen Parteien für ihre Zwecke vielfach ausgebeutet wurden. Schon Aristoteles vergleicht sie daher dem Wasser, das man in ein durchlöchertes Faß gieße, und sagt, man solle lieber den Armen die Mittel schaffen, sich ein Stück Feld zu kaufen, oder einen Handel anzufangen.

Um die Tempel des Aeskulap, des Gottes der Arzneikunde, dessen Priester zugleich Aerzte waren, standen in Griechenland bisweilen Hallen, in welchen die Kranken ein Obdach fanden. Das waren aber keine Krankenhäuser, sondern nur Herbergen für die Tage, wo die Priester die Kranken erforschten und ihre Mittel verschrieben. Auch mußten die Kranken im Tempel selbst schlafen, damit ihnen der Gott im Traume die Heilmittel für ihre Uebel angebe.

Nicht vergessen wollen wir die schöne, rührende Sitte des alten Griechenlands, die Sitte der Gastfreundschaft. Ganze Stämme und Länder hielten oft mit einander solchen Bund, und dem Pilger war bei seinem Gastfreunde die zuvorkommendste Aufnahme jeder Zeit gewiß.

In Rom zählte man zur Zeit Cäsar's 320,000 Menschen, welche der Staat mit regelmäßigen Gaben an Getreide versorgte. Cäsar suchte ihre Zahl zu verringern. Er schied 170,000 aus, siedelte 80,000 in überseeischen Colonieen an und gab zu Gunsten der in Italien bleibenden ein Gesetz, das die Besitzer größerer Güter verpflichtete, ein Drittheil ihrer Hirten aus freien Leuten zu wählen, denn bis dahin hatte man dazu, wie zu allen Arbeiten auf Landgütern, nur Sklaven genommen. Nur 150,000 sollten von nun an Getreide empfangen und bei Todesfällen Andere durch's Loos eintreten. Ganz Arme bekamen wahrscheinlich das Getreide umsonst, Unbemittelte zu geringem Preis. Doch schon unter Augustus wuchs die Zahl wieder auf 320,000. Er beschränkte sie auf 200,000, verdoppelte die Freimarken und gab zuweilen das Getreide allen umsonst. Seneca, um's Jahr 50 nach Christi Geburt, sagt darüber: „Das Getreide von Staats wegen empfängt eben so wohl der Dieb, als der Meineidige und der Ehebrecher und ohne Unterschied des Verhaltens überhaupt ein Jeder, dessen Name in die Erztafeln eingegraben ist; ebenso empfangen jede öffentliche Spende Gerechte und Ungerechte, nicht als Menschen, sondern als

römische Bürger." — Der Arme empfing monatlich zwölf Metzen, diese reichten aber für Frau und Kinder nicht aus; daher die Klage, ganze Familien müßten sich mit der Ration eines Soldaten oder Gefangenen begnügen. Unter dem Kaiser Aurelianus, 270—275, der überhaupt für Herstellung der Ordnung in der Verwaltung Sorge trug, wurden große Bäckereien errichtet und Brod an die Armen, „die von anderer Hülfe entblößt wären," vertheilt. Die Freimarken verwandelte man in Legitimationskarten, die stets galten und durch Erbschaft und Kauf in andere Hände übergehen konnten. Auch diejenigen erhielten die Berechtigung auf Brod, welche Häuser erbauten, und diese Berechtigung haftete sodann an den Häusern, nicht an der Familie.

Zu den außerordentlichen Unterstützungen kamen für die Einwohner Rom's die Congiarien (von congius, einem Oelmaß), Geschenke an Oel, Salz, Fleisch und Wein. So gab Cäsar dem Volke im Jahre 46 vor Christo Kopf für Kopf ohne Ausnahme 10 Pfund Oel, 10 Scheffel Getreide und 100 Denare, d. i. 28—29 Thaler. Kaiser Aurelianus wollte dazu dem Volke sogar den Wein liefern, die Kriegsgefangenen sollten nämlich in Etrurien Weinberge pflanzen. Der Oberste der Leibgarde brachte den Kaiser auf andere Gedanken durch die Worte: „Wenn wir dem Volke auch den Wein geben, so fehlt nur noch, daß wir ihnen auch die Hühner und Gänse dazu schenken." Diese Austheilungen und Spenden, die noch aus der Zeit der Republik stammten, vermochten die Armuth nicht zu heilen, sondern vermehrten die Zahl der Armen von Jahr zu Jahr. Ammianus Marcellinus, Geschichtschreiber um 390 nach Christi Geburt, sagt: „das müßige, unthätige Volk verwendet sein ganzes Leben auf Wein, Würfelspiel, Ausschweifungen und Schauspiele; sein Tempel und seine Wohnung, sein Versammlungsplatz und der Inbegriff aller seiner Wünsche ist der Circus maximus (d. h. der große, mit Mauern eingefaßte, oben unbedeckte Platz zum Wettrennen und zu Thierkämpfen mit stufenartig aufsteigenden Sitzen für das Volk). Ueberall, auf den Marktplätzen, Kreuzwegen und Straßen, sieht man diese Leute haufenweise bei einander stehen und unter sich mit heftigem Gezänke disputiren. Diejenigen, welche lange genug gelebt haben, und deßhalb Ansehen genießen, schreien dann trotz ihrer weißen Haare und Runzeln, der Staat könne nicht länger bestehen, wenn nicht bei der nächsten Wettfahrt irgend ein Wagenlenker zuerst aus den Schranken herausspringen oder mit seinen Nebenpferden nicht eng genug an der Spitzsäule des Circus umlenken werde. Und während ihre Faul-

heit und Nachlässigkeit so groß ist, so eilen sie doch alle, sobald der erwünschte Tag der Spiele anbricht, ehe noch das Tagesgestirn aufgeht, Hals über Kopf nach dem Circus, als ob sie die mitfahrenden Wagen an Schnelligkeit übertreffen wollten, ja, die Meisten bringen die vorhergehende Nacht schlaflos zu aus Sorge um die Erfüllung ihrer Wünsche. Wenn sie dann die Theatervorstellungen besuchen, wird jeder Schauspieler ausgezischt, der sich nicht mit Geld die Gunst des Pöbels erkauft hat. Hört endlich dieser Lärm auf, so schreien sie nach Art der Taurier, man müsse die Fremden aus der Stadt treiben, und doch können sie ohne deren Hülfe nicht bestehen." — — Höheren Werth, als diese öffentlichen Unterstützungen oder Spenden, hatten ohne Zweifel die milden Stiftungen, welche besonders zum Besten armer Kinder gemacht wurden und dem sittlichen Verfall steuern sollten. Augustus wendete den Verheiratheten Ehren und Vortheile zu. Einmal ließ er bei einer Revision der Stadtdistrikte jedem Vater 72 Thaler auszahlen. Kaiser Nerva, 96—98 nach Christi Geburt, und Trajanus, 98—117 nach Christi Geburt, stifteten Fonds, aus deren Zinsen arme Kinder erhalten wurden. Die Antonine, Antoninus Pius, von 138—161, und Marcus Aurelius, von 161—180, setzten solche Stiftungen fort und nannten sie nach ihren Gemahlinnen. Der jüngere Plinius (um's Jahr 90 nach Christo) schenkte seiner Vaterstadt Comum 36,000 Thaler zu einer Stiftung für Knaben und Mädchen. Die Knaben bedachte man im Allgemeinen besser als die Mädchen. An manchen Orten erhielten die Knaben Getreide bis zum sechzehnten oder achtzehnten Jahre oder auch Geld. — Für Waisen und Findelkinder that das heidnische Rom nichts, und doch pflegten Findelkinder von Vater und Mutter an Tempeln, öffentlichen Plätzen, Thüren, besonders häufig an der Milchsäule auf dem Gemüsemarkte oder dem alten Feigenbaum am Palatinus ausgesetzt zu werden. Die unglücklichsten unter solchen Findelkindern waren gesucht, um unter dem Schein der Barmherzigkeit das Mitleid auszubeuten, und ein gutes Geschäft zu machen. Nach dem Gesetze waren alle Findelkinder Sklaven.

In Rom gab es tausende von freien Römern und flüchtigen Sklaven, welche Säulengänge und Tempelhallen, die Cirken und Amphitheater zum Obdach erwählten, „deren müder Nacken," wie Seneca sagt, „auf einem Bunde Heu ausruht oder im Circus auf einem Polster, dessen Füllsel durch die Flickstellen der morschen Leinwand hervorquillt." — Wohnungen waren in Rom in der Kaiserzeit sehr theuer. Für ein

Stübchen im sechsten Stock, „in der Nähe nistender Tauben," wurde so viel bezahlt, als für ein kleines Haus in einem Landstädtchen. Die Bettler hatten ihre festen Plätze namentlich an Thoren und Brücken, so daß der Dichter Juvenal (79 nach Christo) statt Bettler „Einer auf der Brücke" sagen konnte. Wenig verhüllt und langbärtig, mit Stock und Stange versehen, von Hunden begleitet, streckten sie die Hände nach den Vorübergehenden aus, unablässig nachfolgend, oder sie warfen den vorübereilenden Wagen Kußhände zu — ein Bild, wie es das christliche Rom leider noch immer fast ebenso darbietet! Abgebrannte und Schiffbrüchige führten bildliche Darstellungen ihrer Unglücksfälle mit sich, um das Mitleid zu steigern. Daneben streiften Bettelpriester der Kybele und der ägyptischen Isis durch Stadt und Land und boten entsündigende Lektüre an, wie im jetzigen Rom Bettelmönche mit wunderthätigen Gegenständen oder Legenden der Heiligen.

Eine geordnete Krankenpflege kannte man in Griechenland und Rom nicht. Jede römische Landwirthschaft hatte besondere Lazarethe für die Sklaven, bald aus einem Saale, bald aus mehreren kleineren Stuben bestehend, aber man sieht aus dem, was ein römischer Schriftsteller darüber schreibt, daß nicht die Liebe, sondern die Rücksicht auf den eigenen Vortheil solche Einrichtungen vorschrieb. Nur in außergewöhnlichen Nothfällen, wie bei dem Einsturz des Amphitheaters zu Fidenä bei Rom im Jahre 27 nach Christo, wobei viele Menschen getödtet und 50,000 verwundet wurden, brachte man unter dem frischen Eindruck des Unheils kräftige Hülfe.

Treten wir unter die Heidenvölker unserer Tage, so finden wir des Elends und Jammers in den untersten Schichten des Volks kaum weniger, als im alten Griechenland und Rom, jedenfalls aber weit weniger von dem, was der Barmherzigkeit ähnlich sieht. Ohne ein Zeichen von Rührung geht der Hindu an den Armen und Krüppeln, an den Blinden und Lahmen vorüber; selten erbarmt er sich eines Volksgenossen, der, von Krankheit befallen, oder von Müdigkeit oder Hunger erschöpft, am Wege hingesunken ist, und dann gewiß nicht, wenn er ihn als einen Mann von anderer Kaste erkennt. Den Cholerakranken verlassen oft die nächsten Angehörigen aus Furcht vor dem Sterben. Während der Hindu dem Joggi, d. i. dem frommen Bettler, und dem faulen Braminen reichliches Almosen spendet, sterben in der Hungersnoth Tausende qualvoll dahin. Während Indien Spitäler für kranke Thiere hat, errichten seine Heiden keine für leidende Menschen. Nur erst in der neueren

Zeit haben sich dort Heiden und Muhamedaner, von dem Beispiel der Christen belehrt und ergriffen, zusammengeschlossen, um den Ackerbau und den Fleiß zu heben, damit für die Zukunft allmählich der Hungersnoth und ihren Schrecken vorgebeugt werde.

Auch die von Muhamedanern bewohnten Länder zeigen unseres Wissens allenthalben eine Menge von Armen und eine stets wachsende Armuth. Der Muhamedaner ist ungemein wohlthätig, aber er kennt, wenn man nicht etwa die herrliche Sitte der Gastfreundschaft hierher rechnen will, kaum eine andere Wohlthätigkeit, als das Geben von Almosen, denn dies hat ihm sein Prophet zur Pflicht gemacht, und damit glaubt er sich neben dem Fasten, Beten und Waschungen die Seligkeit des Paradieses unfehlbar zu verdienen. Beginnt doch die zweite Sure seines Koran mit den Worten:

„Dies Buch, das Allah unbezweifelt gab,
Ist eine Richtschnur für die Redlichen,
Die dem Geheimniß glauben, ihr Gebet
Verrichten zur bestimmten Zeit, von dem,
Was ihnen meine Huld verliehen, viel
An milden Gaben geben, willig glauben,
Was ich dir, Muhamed, und was ich einst
Geoffenbart, und an ein Weltgericht."

Und in derselben Sure wird den Kindern Israels zugerufen:

„Die Wahrheit kleidet nicht in Falschheit ein,
Vermischt sie nicht mit Trug; — ihr kennt sie ja!
Verrichtet euer Pflichtgebet, und bringt
Oft milde Gaben dar, und sinket mit
Den Betenden anbetend hin."

Die Frau eines russischen Gouverneurs im Kaukasus erzählt, daß sie bei einem Besuche in Erivan in der Moschee dem Ali-Feste beiwohnen durfte. Zum Schluß des Gottesdienstes, so berichtet sie, bestieg ein Mollah, am Gürtel mit einem Sack versehen, ein hohes Treppengerüste, welches in der Moschee errichtet war, und forderte mit lauter Stimme die „Gläubigen" auf, ihm Almosen für die armen Mekkapilger darzureichen. Und nun bot sich mir ein unbeschreiblicher Anblick. Die dichtgedrängte Menge der Versammelten wogte Kopf an Kopf die Treppe hinauf. Als die ersten den Mollah erreicht und ihre Gaben in seinen Sack gelegt hatten, bückten sie sich nieder und ließen die folgenden über sich wegsteigen, um ein Gleiches thun zu

können, und so that jede folgende Reihe, wobei allmählich die ersten von Stufe zu Stufe abwärts gelangten, endlich ihren Ausgangspunkt erreichten, und so der Menschenknäuel sich wieder entwirrte. Und das Alles ging in großer Stille vorüber.

Wenden wir uns nun noch einmal nach dem Alterthum zurück, aber dorthin, wo die Morgenröthe aufblitzt, welche das Licht der Welt am Himmel vor sich hersendet. Unter dem Volke Israel mußte, wenn es sich um Erweisung der Barmherzigkeit handelt, Vieles schon darum ganz anders sein, als bei den Heiden, weil bei diesen sich Alles nur um das Gedeihen des Staats und das Wohlergehen der herrschenden Partei oder der jedesmaligen Machthaber im Staate, also um das liebe Ich, handelte, bei Jenen aber alle Gesetze den wahren, lebendigen Gott, als den obersten Gesetzgeber, und ein Reich voraussetzten, in welchem er allein der anerkannte König sein will. Das Wort, welches unsere Bibelübersetzung durch „Elende" oder „Arme" wiedergibt, umfaßt, wo es im eigentlichen Sinne gebraucht wird, gewöhnlich Sklaven, Taglöhner, Wittwen, Waisen, Arme, auch wohl die Fremdlinge. Für diese war weise Fürsorge getroffen. Es war jedem gesetzlich gestattet, von einem Acker, Obstbaum, Weinstock zur Gnüge zu essen, und niemand durfte es als Felddiebstahl ansehen, denn das war das Armenrecht, 5. Mos. 23, 24, 25. Für die jährliche Aernte war verordnet: „Die Winkel der Aecker sollen nicht abgemäht werden. Die Armen dürfen Nachlese halten auf Feldern, in Weinbergen und Obstbaumpflanzungen, vergessene Garben bleiben für sie liegen (5. Mos. 24, 19—22; 3. Mos. 19, 9). Im Sabbathjahr soll man die Aecker brach liegen lassen; was dann darauf wächst aus den ausgefallenen Körnern, gehört den Armen. An den hohen Festen sollen sie zu den Festmahlen zugezogen werden. Dadurch wurde der Arme geehrt und zu der Gemeinschaft des Altars gezogen, um sich vor Gott zu freuen, und sich in ihm zu stärken. Man soll den Dürftigen nicht bedrücken, nicht am Lohn verkürzen oder gar ihm denselben vorenthalten. Alten und Gebrechlichen soll man mit Ehrfurcht begegnen. Es war streng verboten, einen Blinden irre zu leiten, oder einem Tauben zu fluchen. Am Sabbath soll auch der Sklave und Fremdling ruhen dürfen von aller Arbeit. — Von Bettlern weiß das Gesetz des alten Bundes nichts. Es war darauf berechnet, die Armuth zu verhüten. Deßhalb wurde das Land an alle Angehörigen jeden Stammes vertheilt, Levi ausgenommen. Kein Grundbesitz konnte veräußert werden. Nur bei Verarmung und

Ueberschuldung wurde er abgetreten, doch nur auf einige Zeit, denn im Jubel- oder Halljahr, dem fünfzigsten, fiel er an den Verkäufer oder dessen Erben oder an dessen nächsten Blutsfreund zurück, und zwar ohne Rückzahlung von Kaufschillingen (3. Mos. 25, 24—43). So waren also eigentlich nur die Aernten verkauft, nicht das Gut, und kein Israelit konnte arm geboren werden, denn ein Acker war ihm angeboren. Kein Reicher konnte Haus an Haus, Gut an Gut reihen, denn, was er zusammengekauft hatte, mußte er mit dem Eintritt des Halljahrs herausgeben. Zugleich wurde der Wohlthätigkeitssinn gepflegt, und dadurch mußte die Armuth noch erträglicher werden. Alles wurde ja nur als geliehen betrachtet und Gott als der Vater der Bedrängten und Verlassenen angesehen. Auch die Geringsten sind als Volksgenossen Brüder. Die spätesten Nachkommen werden auf die Erzväter hingewiesen, als die Vorbilder der Wohlthätigkeit. Bei Festen fordert man zur Uebung derselben auf, und bei gewissen Festen werden die Wittwen, Waisen, Fremdlinge und Sklaven zum Genuß des zweiten Zehnten und der zweiten Erstlingsgaben herbeigezogen (5. Mos. 12, 5—19; 14, 22—29; 16, 10, 11; 26, 12, 13). Eine besondere Verordnung ermahnt ausdrücklich, daß der Israelit dadurch, daß das Sabbathsjahr nahe bevorstehe, sich nicht bestimmen lassen solle, dem dürftigen Bruder nicht leihen zu wollen (5. Mos. 15, 7—11). Auf Zinsen durfte kein Israelit leihen (2. Mos. 22, 25), aber ein unverzinsliches Kapital dem Armen nicht leihen wollen, bezeichnet das Gesetz als Niederträchtigkeit, was Luther „Belialstücke" übersetzt hat (5. Mos. 15, 7—11). Beim Eintreiben von Schulden fand große Strenge statt, aber das Recht der Auspfändung war so beschränkt, daß man es bei Armen kaum anwenden konnte, 5. Mos. 24, 10—13. Man durfte weder ein Kleid, noch einen untern oder obern Stein seiner Handmühle von ihm nehmen (5. Mos. 24, 6). Wir wollen zum Schlusse das schöne Wort hersetzen: „Es wird niemals an Armen fehlen im Lande, darum gebiete ich dir, thue deine Hand weit auf deinem Bruder, deinem Bedrängten und deinem Armen in deinem Lande," 5. Mos. 15, 11.

Gern möchten wir das Erbarmen mit den Hülfsbedürftigen, wie es sich vor und außer Christo zeigt, auch noch nach andern Seiten hin erkennen und beleuchten, aber darüber fehlt uns die Kunde, und es wird Zeit, dem hellen Theile unserer Betrachtung uns zuzuwenden.

II.

Wie finden wir's damit bestellt, wo Christus eingezogen ist?

Von dem Tage an, da durch die Ausgießung des heiligen Geistes die christliche Kirche gegründet war, kam das neue Gebot der Liebe zur Erfüllung, trat die Liebe in Kraft, welche unser Heiland mit den Worten bezeichnen durfte: „Wie ich euch geliebet habe." Das irdische Gut wurde in den Dienst der ganzen Gemeinde gestellt, und der ersten Gemeinde zu Jerusalem fehlte es nicht an Armen. Da finden wir nichts von der Geringschätzung derselben, vor welcher Jakobus in seinem Briefe warnt, Jac. 2, 1—9. Da schließt man das Herz nicht zu vor dem dürftigen Bruder (1. Joh. 3, 17), und vergißt nicht, wohlzuthun und mitzutheilen (Hebr. 13, 16). Da arbeitet man und schafft mit den Händen etwas Gutes, auf daß man habe, zu geben den Dürftigen. Da erwies sich, wie es die apostolischen Ermahnungen verlangten, die Barmherzigkeit aus dem engsten Kreise in immer weitere und weitere hinaus. Man nahm sich zunächst der Verwandten an (1. Tim. 5, 4, 8, 16), dann aber aller Nothleidenden in der Gemeinde, ja, in allen Gemeinden, denn die ersten Christen sahen sich alle an als eine Familie, Brüder und Schwestern unter einander durch den, der sich nicht geschämt hat, unser Bruder zu heißen.

Sogleich nach der ersten großen Pfingstpredigt, also sogleich bei der Gründung der Kirche selbst, lesen wir das Wort: „Alle aber, die gläubig waren geworden, waren bei einander und hielten alle Dinge gemein. Ihre Güter und Habe verkauften sie und theilten sie aus unter Alle, nachdem Jedermann noth war" (Apost. 2, 44, 45). Gerok in seinen köstlichen Bibelstunden über die Apostelgeschichte bemerkt dazu: „Das war der vielbesprochene Communismus, die berühmte Gütergemeinschaft der ersten Christen. Freilich kein unchristlicher Communismus, wie er heute zu Tage manchmal gepredigt wird von revolutionären Parteien, sondern ein christlicher Communismus. Der christliche Communismus sagt: „Was mein ist, ist dein," der unchristliche sagt: „Was dein ist, ist mein"; bei jenen ersten Christen hieß es: „Nimm hin, was ich habe!" Die heutigen Communisten möchten sagen: „Gib her, was du hast!" Jene christliche Gütergemeinschaft beruhte auf dem Geist der Liebe gegen die Armen, die jetzt gepredigte auf dem Geist des Hasses gegen die Reichen."

In voller Freiheit, ohne Zwang und Gesetz, nur von ihrem Her-

zen gedrungen, das vom Geiste Gottes erneuert und geheiligt war, verkauften die Reichen und Wohlhabenden von ihren Gütern, so viel sie wollten, und brachten den Erlös in einen Gotteskasten, aus welchem die Aermeren so viel empfingen, als sie bei bescheidenen Ansprüchen brauchten. Die Apostel waren die Haushalter der Gemeinde, die Verwalter des Gotteskastens, und sie nannten ihren Dienst ein „zu Tische dienen" (Apost. 4, 35, 37; 6, 2). Als aber die Gemeinde mehr und mehr wuchs, reichten ihre Kräfte dazu nicht mehr aus; sie hätten ihr eigentliches Amt, das Apostelamt, aufgeben müssen, wenn sie sich noch ferner der Armen- und Krankenpflege hätten annehmen wollen. Darum werden auf ihren Wunsch die sieben Diakonen gewählt (Apost. 6, 5 f.). Wie dieser Kreis sich erweiterte, sehen wir einerseits daraus, daß auch die kleine Gemeinde zu Kenchreä bei Corinth ihre Diakonissin hatte (Röm. 16, 1), daß der Apostel in seiner ihm so theuern Gemeinde von Philippi die Diakonen besonders erwähnt (Phil. 1, 1), und daß seine Mahnungen an seinen geliebten Timotheus schon voraussetzen, daß die Gemeinde zu Ephesus schon solche Diakonen hatte (1. Tim. 3, 8, 12); — andererseits ersehen wir es daraus, daß die junge Gemeinde zu Antiochia in Syrien sich gedrungen fühlt, durch Barnabas und Saulus Gaben für die Armen der Gemeinde von Jerusalem den Aeltesten derselben überbringen zu lassen (Apost. 11, 27—30) und daraus, daß Paulus und seine Gehülfen abgeordnet werden, milde Gaben in Empfang zu nehmen und abzuliefern (Apost. 24, 17), Gaben, von denen der Apostel ausdrücklich bezeugt, daß sie williglich gegeben wurden (Röm. 15, 25—27; 2. Cor. 8, 18, 19).

Die älteste Kirche *nach* der Apostelzeit freute sich des Worts: „Ihr seid das auserwählte Geschlecht, das königliche Priesterthum, das heilige Volk, das Volk des Eigenthums, daß ihr verkündigen sollt die Tugenden deß, der euch berufen hat von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Lichte" (1 Petr. 2, 9, 10). Sie betrachtete darum die Verpflegung der Armen in ihrer Mitte als einen *wesentlichen* Bestandtheil ihres Gemeindegottesdienstes und wollte damit Gott ein wohlgefälliges Opfer bringen (Hebr. 13, 16). Sie handelte dabei nach *vier* Grundsätzen. Der *erste* lautete: Nur wirklich Arme sollen die Früchte der christlichen Wohlthätigkeit genießen, als Waisen, Wittwen, Kranke, arbeitsunfähige Greise, Fremdlinge u. dergl. Als *zweiter* galt: Diese Armen sollen um Alles nicht bettelnd bei den einzelnen Gemeindegliedern umhergehen, sondern ihren Unterhalt aus den Händen der Gemeindevorsteher erwar-

ten. Armuth ist ein ehrenvoller Stand; die Armen sind nichts Geringeres als der Opferaltar der Gemeinde. Darum sollen sie einerseits mit ruhigem Gottvertrauen auf die Gaben warten, und andererseits für das, was sie empfangen, Gott ihr Lob und ihren Dank und ihre Fürbitte für die Gemeinde, welche sie verpflegt, als ein Opfer darbringen. Als dritter Grundsatz stand fest: Die Gemeindeglieder haben ihre Wohlthätigkeit nicht privatim für sich und nach eignem Gutdünken auszuüben, sondern an der Armenpflege in dem Maße und nach der Stellung Antheil zu nehmen, welche ihnen im geordneten Gemeindeleben angewiesen ist. Die Nichtgeistlichen sollen nichts selbst den Armen darreichen, sondern Alles durch den Geistlichen auf den Altar Gottes bringen lassen. Ihnen kommt das Geben zu, das gottwohlgefällige Verwenden und Vertheilen des Gegebenen ist der dem Bischof von Gott angewiesene Beruf, für den er Gott verantwortlich ist. Dem Bischof sollen alle Spenden entweder in Person oder durch die Hand der Diaconen übergeben werden, denn „er kennt die Bedrängten und Nothleidenden und gibt einem Jeden nach Gebühr, daß nicht Einer zweimal oder öfter an einem Tage oder in einer Woche empfange und ein Anderer gar nichts." — Der vierte Grundsatz war: Als „Gottesgabe" für die Armen soll nichts angenommen werden, woran der Makel der Ungerechtigkeit und der Sünde haftet. Daher sollen zurückgewiesen werden die Gaben Aller, welche ein sündhaftes Gewerbe treiben, überhaupt die Gaben aller Sünder, welche nicht Buße thun. Es ist für einen Armen besser, wegen Mangels zu sterben, als von solchen Leuten Opfergaben anzunehmen. Wenn solche Menschen solche Gaben darbringen, so werden ihre Gebete nicht nur nicht erhört, sondern sie erzürnen Gott. Eine Wittwe, die für solche Opferer betet, wird auch nicht erhört. Fehlt es einmal an Gaben, so soll der Bischof das Bedürfniß den Brüdern bekannt machen oder eine besondere Collecte veranstalten. Stellt es sich später heraus, daß man wider Wissen und Willen Geschenke von Unbußfertigen angenommen hat, so sollen diese ihre Gaben auf Holz und Kohlen verwendet werden; denn „es ist billig, daß die Gaben der Gottlosen vom Feuer verzehrt werden und nicht zur Nahrung der Frommen dienen." — Auf diesem Wege empfingen zur Zeit der Verfolgung des Kaisers Diocletianus, 284—304 nach Christo, in der Stadt Rom von der dortigen christlichen Gemeinde 1500 Wittwen und Hülfsbedürftige ihren Unterhalt. Daher haben wir es uns zu erklären, daß der heilige Laurentius bereits im Jahre 257 dem heidnischen Statthalter,

der von ihm die Auslieferung der Schätze der Kirche verlangte, die Armen der Gemeinde in langen Reihen im Vorhofe des Heiligthums vorführte, wobei ihm der Dichter Prudentius, der das Märtyrerthum desselben besungen hat, die Worte in den Mund legt:

„Das sind die goldnen Münzen hier,
Die ich vor Kurzem dir versprach;
Das Feuer frißt sie nimmer dir,
Und auch kein Dieb gräbt ihnen nach.

Ja, Edelsteine schaust du dort,
Auch sie sind Christi allzumal;
Des Tempels heilig stillen Ort
Erfüllen sie mit hellem Strahl.

Das ist der Kirche Schmuck und Zier.
Wenn er in solcher Pracht sie schaut,
Hat Christus seine Lust an ihr,
Er, der sie sich erkor zur Braut."

Es bedarf wohl kaum der Hinweisung darauf, wie hoch diese Armenpflege über alle dem stand, was wir unter diesem Namen bei den Heiden fanden, und daß damals mit aller Macht dem schrecklichen Wahne entgegen gearbeitet wurde, als könnten wir mit unsern Werken etwas bei Gott verdienen, also dem Wahne, der nachher in der Kirche leider zur Herrschaft kam und zu einem Baume emporwuchs, an welchem eine giftige Blüthe nach der andern sich entfaltete. Außerdem hatte jene Lehre und Praxis der alten Kirche, die wir eben kennen lernten, wesentliche Vorzüge. Kein Christ mußte sich des eigenen Besitzes oder der Verwaltung desselben begeben. Das Privatvermögen wurde als eine göttliche Ordnung geachtet: Du bist Gottes Haushalter über die Güter, die er dir anvertraut hat. Man erkannte es aber zugleich als Pflicht, diese Güter auf eine gottwohlgefällige Weise zu gebrauchen, und Gott davon allezeit Opfer des Lobes und Dankes in der Gemeinde darzubringen. Von erzwungenen Beiträgen, von einer Kirchen- oder Armensteuer findet sich keine Spur. Alles mußte freiwillig geschehen, und nur wo Freiwilligkeit ist, da ist auch Willigkeit und Fröhlichkeit. Zugleich konnte nicht leicht der Fall eintreten, daß die Beiträge nicht ausreichten; denn die Gottes- und Nächstenliebe war damals noch in ihrer ersten Gluth, und die Art und Weise, wie man die Beiträge erhob, trug wesentlich dazu bei, den Eifer des Gebens zu reizen und

nicht erkalten zu lassen. Denn dies Geben gehörte ja nothwendig zum ordentlichen, öffentlichen Gottesdienst; es bekam als Dankopfer die rechte höhere Weihe; der Gebende gab, was er darbrachte, als eine Gottesgabe, und der Nehmende empfing, was man ihm reichte, ebenfalls als eine Gottesgabe. Nannte man diese Gaben ein Opfer, so dachte man damals durchaus nicht, daß man Gott damit versöhnen wolle, sondern man meinte es wie Paulus, wenn er an die Philipper schreibt: „Ich bin erfüllt, da ich empfing durch Epaphroditus, was von euch kam, einen süßen Geruch, ein angenehmes Opfer, Gott gefällig" (Phil. 4, 18), und an die Corinther: „Die Handreichung dieser Steuer erfüllt nicht allein den Mangel der Heiligen, sondern trägt auch reiche Früchte durch viele Danksagungen gegen Gott, indem sie um der Probe willen, die durch diesen Dienst gegeben ist, Gott preisen für den Gehorsam, den ihr mit euerem Bekenntniß zum Evangelium Christi leistet, und für die Einfalt, mit welcher ihr ihnen und Allen (von dem Euren) mittheilt" (2. Cor. 9, 12). Man meinte es, wie der Brief an die Hebräer, welcher Gebet und Wohlthätigkeit ausdrücklich die christlichen Opfer nennt, welche Gott, wo sie im Glauben geschehen, wohlgefallen (Hebr. 13, 15, 16). Die Linke wußte hier am allerwenigsten, was die Rechte that, weil die Gabe auf den Altar gelegt ward oder dem Diaconus eingehändigt wurde, und der Arme nicht wußte, von wem er empfing.

Als das Christenthum durch Constantin den Großen im Jahre 323 zur Staatsreligion erhoben wurde, hatte das einerseits den großen Nachtheil, daß es Vielen erleichtert wurde, ohne Herzensglauben als Christen zu gelten, andererseits aber auch den großen Gewinn, daß christliche Gedanken und Grundsätze schnell durch alle Gebiete des römischen Reichs flogen und gar manche Thür öffneten, die bisher verschlossen gewesen war. Hatte man früher den Fremdling in's Haus genommen, so wurden jetzt Herbergen gegründet, in denen die Fremden wohnten und in Krankheit gepflegt wurden. Die Kaiserin Helena, Mutter Constantins des Großen, baute Herbergen an allen Hauptstraßen, die nach Jerusalem führten. Ja, von Chalcedon bis Jerusalem erbaute sie an den Straßen eine Art hoher Thürme, die am Tage durch ihre Höhe und in der Nacht durch oben unterhaltene Feuer als Leuchtthürme den Weg zur heiligen Stadt zeigen mußten. An schwierigen Flußübergängen, am Saume der Wüsten, an gefährlichen Gebirgspässen erbaute man Herbergen. Die römischen Kaiser erkannten es nun als unabweisbare,

heilige Pflicht, sich der Armen anzunehmen. „Es kommt unserer Menschenfreundlichkeit zu," sagten sie, „für die Dürftigen Fürsorge zu treffen und darauf hinzuarbeiten, daß den Armen die Nahrungsmittel nicht fehlen." Das ganze Armenwesen wurde jetzt umgestaltet. Kaiser Valentinianus I., 364—375, stellte Armenärzte an, Gratianus ließ um's Jahr 380 die arbeitsfähigen Bettler, wenn sie freie Leute waren, als Bauern ansiedeln, und, wenn sie Sklaven waren, wurden sie denen zugesprochen, welche sie als Bettler zur Anzeige brachten. Als man in Gefahr kam, von der alten Weise der Liebesübung abzugehen und planlos zu verfahren, warnte Ambrosius, Bischof von Mailand (374—397), vor Vorschwendung der Wohlthaten an Unwürdige und verlangte genaue Prüfung der Armen. Theodosius (379—395) und andere Kaiser machen die Unterstützung der Armen zur bürgerlichen Pflicht und setzen Gefängnißstrafe auf das Betteln. Der Kaiser Justinianus (527—565) bestimmt im Corpus juris in der achtzigsten Novella oder Nachtrag: Die freien, arbeitsfähigen Bettler, welche ihren Lebensunterhalt nicht ehrlich erwerben können, sollen von Unternehmern öffentlicher Arbeiten verköstigt werden. Dadurch wurde den Armen ein Recht auf Arbeit und Unterhalt eingeräumt. Derselbe Kaiser ließ die arbeitsfähigen Bettler in Constantinopel beschäftigen, die fremden in ihre Heimath schicken. In seinen Gesetzen finden wir folgende Anstalten für christliche Liebesthätigkeit erwähnt: Herbergen für Fremde, welche man an der Seite der Kirchen zu erbauen pflegte, Krankenhäuser mit Diaconissen, Waisenhäuser, Findelhäuser und Hospitäler für Alte. Er selbst baute im Verein mit seiner Gemahlin Theodora ein Asyl für bußfertige Gefallene weiblichen Geschlechts. Es erhielt den Namen Metanoia, d. i. Sinnesänderung. In Alexandria gab es damals sechshundert Krankenpfleger, die wegen der Gefahr, der sie sich in Pestzeiten aussetzten, Parabolani, d. i. Ueberkühne, hießen.

In den großen Pestzeiten des dritten und vierten Jahrhunderts wußten die Heiden nur zu beben, die Christen aber pflegten nicht allein ihre Kranken, sondern nahmen sich auch der heidnischen an. Viele verloren dabei ihr Leben. Um's Jahr 350 nach Christo wüthete in Syrien und Mesopotamien eine verheerende Seuche. Um den Kranken beizustehen, kam der heilige Ephrem aus seiner Einsiedelei im Gebirge herunter. Da viele Kranke des Obdachs entbehrten, ließ er in Edessa dreihundert Betten in öffentliche Hallen bringen, um sie dort zu verpflegen. Das ist die Zeit, um welche Martinus, der nachherige

Bischof von Tours (375—400) dem nackten Bettler die Hälfte seines Mantels gab. Basilius, Bischof von Cäsarea, gründete ums Jahr 370 bei dieser Stadt eine zweite Stadt für Arme und Kranke. Wohleingerichtete Häuser in geraden Straßen, um eine Kirche geordnet, enthielten die Lagerstätten für Kranke und Gebrechliche aller Art. Aerzte, Krankenpfleger, Führer und Handwerker wohnten gleich mit in der Anstalt. Unter den Führern hat man Leute zu verstehen, welche die Elenden aufsuchen und in die Anstalt bringen mußten. Die Handwerker sollten theils für die Anstalt arbeiten, theils den Genesenden leichte Beschäftigung geben. Gregor von Nazianz, der Freund des Basilius, zählt diese Anstalt zu dem Größten, was menschliche Kraft in's Leben rief, und stellt sie in ihrem Segen hoch über die angestaunten Wunderwerke der alten Welt: die Mauern von Babylon, die Pyramiden von Aegypten und das Colosseum in Rom. Basilius, aus vornehmer Familie, und von Jugend auf an Entbehrung und das Anschauen menschlichen Elends keineswegs gewöhnt, reichte den Aussätzigen die Hand, umarmte sie, versicherte sie mit dem Bruderkusse seines Beistandes und pflegte sie selbst auf dem Krankenlager. Aehnlich schreibt Hieronymus von der Fabiola nach ihrem Tode: „Wie oft trug sie in Gelbsucht und Schmutz verkommene Leute auf ihren Schultern! Wie oft reinigte sie Wunden vom ekelhaftesten Eiter, den ein Anderer nicht einmal anzusehen vermochte!"

In der Stadt Merida in Spanien gründete der Bischof Masona 580 ein Krankenhaus. Er stattete es auf das freigebigste aus. Den Aerzten und Dienern war aufgegeben, die Kranken ohne Unterschied ihres Standes und Glaubens auf ihren Schultern in das Hospital zu tragen, wo denselben die ausgesuchteste Pflege zu Theil ward. Johannes Eleemosynarius, Patriarch von Alexandria, vom Jahre 606 bis zum Jahre 616, nahm Tausende von Armen unter seine Pflege und gründete im Jahre 610 in seiner Stadt sieben Gebäude zur Aufnahme armer Wöchnerinnen.

Karl der Große und noch mehr sein Sohn, Ludwig der Fromme, waren die Begründer einer geordneten Armen- und Krankenpflege. Im Jahre 806 schreibt Karl der Große vor: Jede Bürgerschaft soll ihre Armen ernähren; durch Hunger darf niemand zu Grunde gehen, noch durch Mangel am Nothwendigsten zu schweren Sünden getrieben werden. Er stellt die Armen unter die Fürsorge und den Schutz der Grafen und Fürsten, ein großer Gedanke, denn so sollten

die Hülflosen beschirmt werden gegen die herzlose Macht und Gewalt des Reichthums und Kapitals. Bei einer Mißärnte schrieb er vor, wie viel Arme Jeder zu ernähren habe, und zu welchem Preise das Getreide zu verkaufen sei. Damit war freilich auch der Anfang gemacht, den Zwang aufzubieten zur Hülfe der Armen, und das that gar bald der freien christlichen Liebesthätigkeit Eintrag.

Von jener Zeit an mehrte sich die Zahl der Orden und Genossenschaften, die sich der Elenden mit vereinter Kraft annahmen. Es gab bereits Brüderschaften zur Ausrottung der wilden Thiere an den Heerstraßen. Es gab eine Brüderschaft, welche sich die Aufgabe gestellt hatte, die Pilger gegen die Uebertheuerungen und die Räubereien der Flußschiffer zu schützen. Sie baute Herbergen an den Strömen, gab sicheres Geleite, setzte die Reisenden über oder trug die Ueberfahrtskosten. In Constantinopel, Rom und Jerusalem baute, wo möglich, jede Nation für ihre Pilger eine Herberge, in welcher auch die Kranken verpflegt wurden.

Schon im achten Jahrhundert hört man von Hospizen in den Alpen für die Wanderer. Im Jahre 825 baute Kaiser Ludwig der Fromme ein solches auf dem Mont Cenis. Ebenso gab es schon im achten Jahrhundert Spitäler für Aussätzige. In Deutschland begründete sie Othmar, in Frankreich Nicolaus von Corbie. Fast alle größeren Städte Europa's bauten Aussätzigenhäuser vor ihre Thore, oder die Aussätzigen bauten sie aus eigenen Mitteln, oder auch Geheilte zum Dank für ihre Genesung. Ein Graf von Anhalt, der sich den Aussatz im Morgenlande geholt hatte, genas nach dem Bade in einer Quelle in Quedlinburg. Zum Dank baute er an die Stelle ein großes Hospital, in welchem noch heute zahlreiche Arme und Kranke verpflegt werden. Im Jahre 1278 kauften die Leipziger Aussätzigen von dem Kaufmann Georg Walther vier Morgen Acker um sechs Mark Silbers, bauten sich darauf Hospital und Kirche und weihten sie Johannes dem Täufer. Es ist noch jetzt das Johanneshospital. — Als 1226 Ludwig VIII. starb, gab es in Frankreich zweitausend Zufluchtsstätten für Aussätzige, im übrigen Europa neunzehntausend. Daß es in jener Zeit, wo das helle Evangelium schon so sehr verdunkelt war und man auf die Werkthätigkeit einen falschen Werth legte, nicht an krankhaften Erscheinungen und Uebertreibungen fehlte, wen sollte das Wunder nehmen? Sibylla, die Tochter des Königs von Jerusalem, Gemahlin des Grafen Theodorich von Flandern, ging,

während ihr Gemahl 1156 gegen die Ungläubigen zog, in's Kloster. Hier wusch und reinigte sie die Aussätzigen mit eignen Händen, und, wenn sie Ekel ankam, nahm sie, sich selbst strafend, Wasser aus dem Bade in den Mund und sagte zu ihrem Herzen: „Gott sollst du in ihnen dienen, und das soll für immer dein Geschäft bleiben, wenn du auch darüber zusammenbrechen solltest." Auch die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, Tochter Andreas II., Königs von Ungarn, (gestorben 1231) darf schwerlich von Uebertreibungen freigesprochen werden. Dennoch bleibt sie eine großartige Erscheinung. Die Pflege der Kranken, Armen und Aussätzigen füllte ihre ganze Seele. In einer Hungersnoth läßt sie alles auf ihren Gütern gewonnene Getreide unter die Armen vertheilen. Damit die Alten nicht täglich den mühseligen Weg auf die Wartburg zu machen hätten, erbaute sie am Fuß derselben ein Spital. Sie steigt täglich selbst zu ihnen hinab und trägt ihnen das Essen zu. In Eisenach errichtet sie zwei Hospitäler, davon das eine für kranke und verwaiste Kinder. Sie stiftet den Orden der Elisabethinerinnen, die sich nur der Krankenpflege zu widmen haben. Sie spinnt Wolle, um die Dürftigen zu kleiden. Bedenken wir, das geschah Alles zu derselben Zeit, wo Deutschland zerrissen war durch Raubritterwesen, Kriege der Städte, Streitigkeiten zwischen Kaiser und Papst, Zwistigkeiten der Fürsten unter einander.

Doch wir greifen noch einmal ein wenig zurück! Kaiser Alexius (1081—1118) baute neben jene von Basilius gegründeten Anstalten, neben jene Armen- und Krankenstadt, die man „Basilias" nannte, ein Waisenhaus, das gleichfalls einer nicht unbedeutenden Stadt glich. Es wurde nicht bloß von Waisen bewohnt, sondern von Hülfsbedürftigen und Kranken jeder Art, jedes Alters, jedes Volks und jeder Religion. Für ihre Bedürfnisse war kaiserlich gesorgt. Die Pflege lag in der Hand von Geistlichen, denen ärztliche Bücher zu Gebote standen. — Papst Innocenz dem III. (1198—1216) brachten Fischer die Leichen neugeborener Kinder, welche sie in der Tiber gefunden hatten. Das veranlaßte ihn zu einer Gründung für Findelkinder. — Im Jahre 1425 gründete König Alfons V. von Arragonien in Saragossa ein großes Krankenhaus für Kranke jeder Art. Unter den Aufzunehmenden werden die mit ansteckenden Krankheiten Behafteten und die Geisteskranken besonders und die Letzteren wahrscheinlich hier zum ersten Male erwähnt.

Je mehr aber die päpstliche Macht wuchs und die Finsterniß in der Kirche, desto mehr wurde der Grundsatz aufgegeben, welchen

Ambrosius, der hochberühmte Bischof von Mailand, in das Wort faßte: „Die Kirche besitzt nichts als den Glauben; was sie sonst noch hat, gehört den Armen; das Kirchengut ist Armengut.“ Der Papst verlangte den Zehnten von den Staatskirchen, und was bisher freie Gabe gewesen war, wurde jetzt durch Gesetze erzwungen. Man sammelte die Gaben auch mit Zwang ein. Dabei wurde immer mehr betont, Almosen gäben ein Verdienst vor Gott, und die Werkgerechtigkeit drängte den Glauben zurück. Bettler sollte es bisher nicht geben, nun aber bekam der Bettler durch die Bettelorden einen geistlichen Charakter und wurde legalisirt. Je mehr Heuchelei hinter solchen Bettel sich verbarg, desto mehr verlor man den Sinn für wahre Armuth. Dennoch fehlte es auch in dieser Zeit des Mittelalters nicht an herrlichen Erscheinungen auf diesem Gebiete, auch nicht an solchen, die evangelischen Sinn beweisen. Von Diaconen und Diaconissen wußte man längst nichts mehr. Die Krankenpflege war an die Klöster übergegangen. In der Regel des heiligen Benedict aus dem sechsten Jahrhundert wird dem Speisemeister aufgegeben, für die Kranken, Kinder, Fremdlinge und Armen mit allem Eifer Sorge zu tragen. Vor den Pforten der größeren Klöster stand gewöhnlich eine Herberge für allerlei Fremdlinge, neben der Kirche ein Armenhaus und im Kloster eine Zufluchtsstätte für Wittwen und Frauen. In den Ordensregeln liest man oft das Wort: „Ihr sollt Kranke und Fremdlinge aufnehmen wie den Herrn selbst.“ — Zur Zeit der Kreuzzüge waren der Johanniterorden und der der deutschen Ritter ursprünglich nur zur Krankenpflege gestiftet. Der erstere hielt vier Aerzte und vier Wundärzte in seinem Hospitale zu Jerusalem. Die Brüder, sämmtlich aus den edelsten Familien der Christenheit, sollten den Kranken mit gutem Muthe, ohne Klagen und Murren dienen. Das Hospital empfing nach Eroberung der Stadt große Deputate. Die italienischen Häuser sollten jährlich sechstausend Ellen Barchent, das zu Constantinopel zweihundert Filzdecken, zwei französische die nöthigen baumwollenen Decken und das zu Montpellier zwei Centner Zucker zur Bereitung von Syrupen und Latwergen für die Kranken liefern. Je zwei Kranke hatten einen gemeinsamen Pelz. Das Hospital brauchte zu diesen Kleidungsstücken jährlich tausend Lammfelle. Bei dem Deutschritterorden gehörte das Amt des Spittlers oder Spitalmeisters zu den höchsten Würden. Bei jedem Ordenshause war ein Krankenhaus, „die Firmarie.“ Die Firmarienmeister hatten für alle Bedürfnisse der Anstalt, besonders für Verpflegung und Beköstigung

der Kranken, zu sorgen. Ja, ein dritter Orden hatte sich anfänglich ausschließlich die Pflege der Aussätzigen zu seinem Berufe erwählt, seinen Namen aber gab er sich von dem armen Lazarus, von dem auch unsere Lazarethe den Namen haben. Gegen Ende des Mittelalters kam die Krankenpflege zum großen Theile in bürgerliche Hände. Die freien, nicht klösterlichen Gemeinschaften der Beguinen, Begharden und Calandsbrüder widmeten ihr Zeit und Kräfte. Als nun das christliche Liebeserbarmen erstarb, blieb neben der Werkheiligkeit das kalte Gesetz zurück. Da wurden aus den Diaconen Leute, die nicht mehr nach den Armen fragten, aus den Parabolanen die Leibgarde stolzer Bischöfe. Die geistlichen Ritterorden dachten nicht mehr an die Kranken, sondern an Kampf und Krieg, und, als sie auch den nicht mehr führten, wurden ihre Stellen fette Pfründen. Mönche und Nonnen pflegten nur sich selbst, und in den Klöstern beschränkt sich wohl die Uebung der Barmherzigkeit bis auf den heutigen Tag darauf, daß, wenn das Glöcklein ertönt zur Mittagszeit, eine Anzahl Armer in den Vorhof kommt und vom Cellarius oder Speisemeister mit warmer Suppe genährt wird. — Zu aller Zeit, das sei noch einmal betont und hervorgehoben, gab es einzelne Ausnahmen, herrliche Erscheinungen. So oft man im Franziskanerkloster zu Jerusalem hört, daß die Pest in der Stadt ausgebrochen, — es wird ja wohl auch heute zu Tage noch so sein —, verläßt ein zum Priester geweihter Bruder, gestärkt durch das Sacrament, das Kloster. Er eilt, seinen erkrankten Glaubensgenossen in geistlicher Hinsicht zu dienen, allen andern Pestkranken aber leibliche Hülfe angedeihen zu lassen. Damit er die übrigen Brüder nicht in Gefahr der Ansteckung setze, kehrt er Abends nicht zurück in's Kloster, aber täglich läutet er zur bestimmten Stunde eine vor dem Kloster hängende Glocke, um den Bewohnern desselben anzuzeigen, daß die Seuche ihn bis jetzt verschont habe. Erklingt die Glocke eines Tages nicht, so wissen sie, daß er der Seuche erlag; dann bereitet sich sogleich ein anderer vor und verläßt das Kloster, um an die Stelle des Dahingerafften zu treten.

Oder wer dürfte vergessen, daß die römische Kirche auch in später Zeit noch Männer in ihren Reihen hat, wie einen Vincentius de Paula, den Stifter der Priester der Mission oder der Lazaristen, um's Jahr 1624! Er führte ein ganzes Leben der Wohlthätigkeit und Aufopferung. In Marseille besuchte er einst die Galeeren und fand da einen Menschen, der noch zwei Jahre Strafzeit abzubüßen hatte, geschmiedet an eins dieser Ruderschiffe. Da er ihn reuig findet, beredet

er den Aufseher, ihn mit dem jungen Verbrecher tauschen zu lassen. Diesem werden die Fesseln abgenommen, Vincentius legt sie sich selbst an, verrichtet willig zwei Jahre lang seine mühseligen Arbeiten, wird der Trost, der Vater, der Seelsorger der übrigen Galeerensklaven und bringt deren viele durch Reue und Buße auf den Weg des Lebens.

Sind wir damit schon über die Zeit des Mittelalters hinausgegangen, so müssen wir zurückschreiten, um zu erkennen, wie es seit der Reformation mit der Erweisung des Liebeserbarmens geworden ist unter denen, die sich ihr zuwandten.

Die Reformation brachte die heilige Schrift auch den Armen und schärfte ihnen damit das Gewissen. Sie rief die Volksschule in's Leben, und dadurch wurde das Lesen allgemeiner, man wendete sich der Bibel zu, und Viele nahmen daraus Kräfte des Lebens; Arme wurden fleißig, sparsam, genügsam und gottselig, Wohlhabende fleißig, gottselig und freigebig in einem Sinne, der dem apostolischen Sinne ähnlich zu werden strebte. Aus entarteten Klöstern machte man nun Pflanzstätten der Wissenschaft, höhere und niedere Schulen, Hospitäler, Armen- und Krankenhäuser.

So hob Landgraf Philipp der Hochherzige von Hessen das reiche Cistercienserkloster Haina wegen Ueppigkeit der Mönche auf und machte es zu einem Hause für Nothleidende. Es wurden darin seit dem Jahre 1530 an zweihundert Arme, Kranke, Gebrechliche, Blinde und Wahnsinnige mit Speise, Kleidung, Pflege und allem Nöthigen versorgt. Der erste Vorsteher dieses Hauses war der durch seine großartige Treue gegen seinen Landgrafen und durch die herrliche Anerkennung, welche er dafür bei diesem fand, mit Recht berühmte Heinz von Lüder. — Meinolf, der ausgewiesene Abt des genannten Klosters, reiste nach Rom und setzte durch den Papst Kaiser Karl V. in Bewegung, seine Macht zu brauchen, damit die Mönche mit Gewalt wieder eingesetzt und der Landgraf gezüchtigt werde. Kaiserliche Commissarien, welche mit diesem Geschäfte beauftragt waren, kamen nach Haina, ließen Heinz von Lüder vor sich kommen und machten ihm harte Vorwürfe. Er aber ließ statt aller Antwort die nunmehrigen Bewohner des ihm anvertrauten Hauses in langen Reihen an beiden Seiten des Weges auftreten und fragte dann die Herren, ob sie es vor Gott und diesen Unglücklichen an jenem Tage zu verantworten gedächten, wenn sie diese aus dem Hospitale wieder vertrieben und dafür faule, gesunde Mönche füttern wollten. Das Mitleid, welches die Commissarien bei

diesem Anblick ergriff, schloß ihnen den Mund, und sie berichteten über die heilsame Verwandlung des Klosters auf's Beste.

In den Kirchenordnungen, welche die Reformation gab, ist die Fürsorge für die Armen ein stehender Artikel. Bugenhagen, Luther's Freund, verbietet in allen seinen Ordnungen das Betteln mit aller Strenge. Der apostolische Dienst an den Armen und Kranken (Diaconie) wurde erneuert, und zwar ging hier die reformirte Kirche der lutherischen in einer Weise voran, daß diese vor ihr beschämt die Augen niederschlagen muß. — In der Nürnberger Armenordnung vom Jahre 1522 werden zehn Bürger mit der Armenpflege betraut und vier besoldete Diener angestellt.

Leider fiel ein starker Nachtfrost auf die herrlichen Blüthen, die in schönster Entwickelung standen, der dreißigjährige Krieg. Als nach demselben das Ansehen der Reichsfürsten immer höher stieg, übertrug man den staatlichen Mechanismus auf's kirchliche Gebiet und verwendete für die Werke der Liebe, welche freie Herzenswerke sein müssen, weltliche Beamte zur großen Hemmung der Sache.

August Hermann Franke, der berühmte Stifter des großen Waisenhauses in Halle, und Philipp Jakob Spener gaben einen neuen Anstoß zum Besseren und Wirksameren, aber der Geist der Zeit, der den Staat als ein allmächtiges Wesen betrachtete, störte bald das neuerwachte Leben, und die Armenpflege kam in römischen, wie evangelischen Ländern ganz in die Hände des Staats. Die Folgen waren traurig genug. Drückende Armensteuern wurden aufgelegt und dem Betteln doch nicht gesteuert; die Armensteuer ist im Zunehmen begriffen, und der Zustand der Armen verschlechtert sich. Die Armensteuer, welche in Frankreich 1536 durch das Concil von Tours beschlossen und von Franz I. 1551 auf Paris, 1560 aber auf ganz Frankreich gelegt wurde, konnte nicht verhindern, daß 1659 von den Bettlern acht bewaffnete Aufstände erregt wurden. In England ist die Armensteuer so bedeutend, daß Grundstücke wegen derselben werthlos wurden. Die Processe einzelner Gemeinden unter einander über die Heimathsberechtigung der Armen kosteten von 1815 bis 1834: — 2,300,000 Pfund Sterling, nach dem Gesetz von 1834 jetzt noch jährlich hunderttausend Pfund. — Man lehrte eben: Die Armen haben das Recht auf Unterstützung, die Vermögenden die Pflicht, zu unterstützen. So entstand schon unter Königin Elisabeth von England (1558—1603) das Bettlerlied:

„Nun fahret zum Henker, ihr Grillen und Sorgen,
Das Land ist uns schuldig; nun sind wir geborgen."

Diese eiskalte Ansicht vom Recht diesseits und Pflicht jenseits griff auch in Deutschland immer mehr Platz, bis sie endlich in die Landesgesetzgebungen eindrang, in Würtemberg im Jahre 1833, in Preußen 1842, in Baiern 1850.

Das Christliche in dieser Staatsarmenpflege blieb die Anerkennung, daß wir niemand dürfen umkommen lassen, aber das Falsche daran ist, daß die Kraft der christlichen Liebe auf das fremde Gebiet der bürgerlichen Rechte und Pflichten versetzt wird. Man kennt nur die Noth nach der Zahl, an die unsterblichen Seelen denkt man nicht, und doch kann nur mit deren Hebung die Noth gehoben werden. Die unverschuldeten Armen bekommen innerlich keine Stärkung, die verschuldeten aber werden in ihren Sünden und Leidenschaften bestärkt. Mit dem Recht der Armen wachsen ihre Anforderungen, und so sehen die Besitzenden mit Schrecken und Verdruß, daß die Armensteuer wächst. Dabei fehlt ihnen der eigene Blick in die Noth, und jeder von ihnen darf darauf pochen, er habe den gesetzlichen Anforderungen genügt, sobald er gegeben hat, was vorgeschrieben ist, — während er doch zur eigentlichen Hebung der Armuth nichts gethan hat.

Diese jammervollen Zustände suchte man von zwei Seiten zu entfernen. Die Socialisten, Baboeuf, St. Simon, Enfantin und Fourier, versuchten es in phantastischer und ungöttlicher Weise. Wir wollen ihre Verirrungen hier nicht weiter andeuten. Seit ungefähr dreißig Jahren machte sich aber auch die freie christliche Liebesthätigkeit auf, in die Fußstapfen des barmherzigen Samariters, in die Fußstapfen dessen einzulenken, der seinen Jüngern die Füße wusch. Ihre Grundsätze sind demgemäß: Gib dich persönlich hin an den Armen! Gehe den Quellen der Armuth nach, und suche sie allmählich zu verstopfen! Mache die Armen selbst geschickt, die Schäden, aus denen ihr Elend erwächst, zu erkennen, und selbst mit Hand anzulegen, sie zu heben.

Es ist bekannt, was für ein ausgedehntes, von der Welt verachtetes und geschmähtes, aber von dem Herrn im Stillen reich gesegnetes Gebiet wir hiermit berühren. Das Gebiet ist zu groß, darum muß ich mir es versagen, auch nur im deutschen Vaterlande einen Blick zu werfen in die Stadtvereine für innere Mission, in die Rettungshäuser, Waisenhäuser, Kleinkinderpflegen, Erziehungsvereine, Idiotenanstalten, Diaconen- und Diaconissenanstalten, Krankenhäuser und Armenvereine,

Mägdeherbergen und Magdalenenasyle, Gefängnißgesellschaften, Enthaltsamkeitsvereine, Jünglings- und Gesellenvereine, Herbergen, Bibelgesellschaften, Schriftenvereine u. s. w. Ich spreche von allen Namen, die auf diesem Gebiete glänzen, und die im Himmel angeschrieben sind, nur drei aus. Ich nenne Chalmers, den großartigen Begründer christlicher Armenpflege in Schottland, Fliedner, den ersten Begründer des Diaconissenwesens in Deutschland durch seine Anstalten in Kaiserswerth, und vor Allem Wichern, den Stifter des Rauhen Hauses in Horn bei Hamburg, jetzt in Berlin, den Mann, von dem auf diesem Gebiete tausendfache Anregung ausgegangen ist. Stellen wir neben die drei Männer drei Frauen, als Vorbilder aufopfernder christlicher Liebesthätigkeit, in England Elisabeth Fry und die Schneiderin Sara Martin, in Deutschland Amalie Sieveking in Hamburg. Die Zeit verbietet uns, auf die hohe Bedeutung derselben hier weiter einzugehen.

Fragen wir hier, wo die freie christliche Liebesthätigkeit mit den Wohlthätigkeitsbestrebungen des Staats in gesegneter Weise schon seit längerer Zeit Hand in Hand gehe, so müssen wir vor Allem Würtemberg und in Preußen Elberfeld nennen. In Würtemberg war es Königin Catharina, welche, durch das Hungerjahr 1816 veranlaßt, 1817 einen Wohlthätigkeitsverein begründete, der alle Orts- und Bezirkswohlthätigkeitsanstalten unter eine Centralleitung faßt und sich dadurch auszeichnet, daß er freiwillige und amtliche Fürsorge mit einander verbündet, die Ursachen der Verarmung beseitigt, Arbeit verschafft, Industriezweige einführt und der Jugend sich wirksam annimmt.

Es kann nicht anders sein: Wo das Evangelium Kraft gewonnen hat in den Herzen, wo Christus eingezogen ist, da müssen jene erwähnten Grundsätze zur Geltung kommen; da muß aus innerem Antrieb des Herzens Liebesthätigkeit erwachen, da muß man die Armuth bei der Wurzel angreifen und zu überwinden suchen.

So finden wir es denn auch draußen auf dem Missionsfelde. Unsere Tamulengemeinden in Indien sorgen, oft unter sehr bescheidenen Verhältnissen und in beschränkten Umständen, kräftig für ihre Armen und Kranken, so daß z. B. in den Zeiten schrecklicher Hungersnoth, welche leider in Indien so häufig sind, auf den Missionsstationen nie ein Gemeindeglied Hungers sterben durfte. Und dasselbe darf man von den Canaresen- und Tulugemeinden sagen. Aus dem Capland vernehmen wir, wie dort die Frau des Barmener Missionars Esselen

unter den schwarzen Christen drei Vereine leitet, einen Frauenverein, einen Armenverein und einen Krankenverein.

Unter den Karenen, diesem merkwürdigen Missionsvolke in Hinterindien, bemerkte ein Missionar eines Tages, daß die Gemeindeglieder da und dort sich zusammenstellten und eifrig mit einander zu berathen hatten. Er fragte sie endlich: „Was redet ihr unter einander?" Sie antworteten: „Du hast uns gestern davon gepredigt, daß unser Heiland einst am großen Gerichtstage zu denen zu seiner Rechten sprechen werde: „Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeist, ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich getränkt, ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich beherbergt, ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich bekleidet, ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besucht, ich bin gefangen gewesen, und ihr seid zu mir gekommen." Nun möchten wir gern auch etwas für unsern Herrn Jesus thun und sehen ein, daß für unsere Armen kräftiger gesorgt werden muß. Da beriethen wir uns nun eben, ob wir nicht einen Armenverein zu Stande bringen könnten." Dieser wurde denn auch unter Beirath des Missionars noch selbigen Tages gegründet.

Auch das Wirken für die Ausbreitung des Christenthums ist eine Arbeit des Erbarmens an den Hülfsbedürftigen, ja, an den Allerhülfsbedürftigsten, und, wo man sich aus wahrer Liebe diesem Werke hingibt, da wirkt man mittelbar auch für die Zweige der Liebesthätigkeit, deren wir heute insbesondere gedenken durften. Man wird es aber dann gewiß nicht unterlassen können, auch unmittelbar in jenen Zweigen mitzuwirken, so weit die schwache Kraft ausreicht.

Der Herr aber, der Allen, die an ihm ihre Lust haben, Alles gibt, was ihr Herz wünschet (Ps. 37, 4) schenke uns allen aus seinem ewigen Reichthum ein immer reicheres Maß von Liebe, ihn recht zu lieben, der uns zuerst geliebt, und in ihm Alle, für die er sich in den Tod gegeben, und lege seinen göttlichen Segen in Gnaden auf alle Liebesarbeit, die wir selbstlos in seinem Namen verrichten, wie er es ja verheißen hat (Joh. 15, 16; Matth. 28, 19, 20). Amen.

V. Das Sterben.

Das größte Räthsel des menschlichen Lebens ist entweder das Leben selbst, oder es ist das Sterben. Wir sind nicht im Stande, das Wesen des Lebens uns zu erklären, und vermögen doch auch nicht, es uns aus dem Bereiche des Seienden völlig hinwegzudenken. Was aber das Sterben betrifft, so ist niemand, der nicht wisse, daß er sterben muß, denn er wird täglich auf's neue daran erinnert, und doch denkt auch der Beste und Frömmste nie ohne ein leises Grauen an den Tod. Wie ist es möglich, daß ein solcher Feind seine Macht entfalte in einer Welt, die das Werk der ewigen Liebe ist? Wir treten mit dieser Frage zu den Weisen aller Zeiten, und sie wissen keine genügende Antwort darauf zu geben. Gottes Wort deutet schon in seinen ältesten Urkunden darauf hin, daß der Tod der gewaltigste Zeuge sei von der unendlichen Heiligkeit und Gerechtigkeit des Schöpfers, und lehrt dort schon dasselbe, was der große Apostel nachher mit den Worten ausspricht: „Der Tod ist der Sünden Sold" oder genauer: „Durch einen Menschen ist die Sünde in die Welt gekommen und der Tod durch die Sünde, und ist also der Tod zu allen Menschen hindurchgedrungen, dieweil sie alle gesündigt haben." Daraus ergibt sich nun aber von selbst, daß der Erlöser aus der Macht der Sünde, wenn ein solcher erschienen ist, auch der Erlöser aus der Macht des Todes sein muß. Und so ist es. Unser hochgelobter Herr und Heiland ist der Fürst des Lebens, der Ueberwinder des Todes. Das bestätigt die Erfahrung, denn es gibt keinen schärferen Gegensatz, als das Sterben des Heiden und des heidnisch gesinnten Menschen und das Sterben des Christen. Das wollen wir heute unter Gottes gnädigem Beistande des Weiteren erkennen. Wir stellen an die Spitze unserer Betrachtung die Worte unseres Heilandes, welche wir aufgezeichnet finden:

Joh. 11, 25, 26.

Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe, und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben.

Unser Herr und Heiland spricht diese Worte bekanntlich zu Martha von Bethanien auf dem Wege zum Grabe seines Lazarus. In mir, dem Eingeborenen vom Vater, sagt er, leben alle Kräfte der Auferstehung und eines ewigen, unvergänglichen Lebens, und aus mir heraus beweisen sie ihre Macht, ihre auferweckende und unvergängliches Leben spendende Macht. Sie beweisen sie an Allen, welche in dem, was ich für die Menschen thue, Vergebung der Sünden von Herzen gesucht und gefunden haben, und welche dadurch mit mir zu inniger Gemeinschaft verbunden sind. Scheidet hier in dieser Zeit ihr Geist aus der Hütte des Leibes, so leben sie ein Leben, welches diesen Namen im vollsten Sinne verdient, ein Leben des nach Gottes Bilde erneuten Menschen bis zur Auferstehung fort und nach derselben in Ewigkeit. Und andererseits: So lange sie hienieden leben, gehen sie zwar einem Augenblicke des Sterbens entgegen, aber sie tragen in sich ein unvergängliches Leben, ein Leben, das in Ewigkeit nicht vergeht, denn der Stachel des Todes ist für sie gebrochen, „aber der Stachel des Todes ist die Sünde" (1. Cor. 15, 56).

Dies Wort ist aber nicht etwa das einzige aus unseres Heilandes Munde von so großer Verheißung. Nein, es wurde uns die Wahl schwer, welchen seiner Aussprüche wir an die Spitze unserer Betrachtung stellen sollten (Joh. 5, 21 ff.; 6, 40, 50, 54; 8, 51; 12, 25). Uebrigens spricht Johannes der Täufer weissagend schon im Wesentlichen denselben Gedanken aus: „Wer an den Sohn glaubt, der hat das ewige Leben; wer dem Sohne nicht glaubt, der wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibt über ihm" (Joh. 3, 36). Und vom großen Pfingsttage an klingen diese Wahrheiten triumphirend in den Schriften der Apostel uns entgegen: „Christus hat dem Tode die Macht genommen und Leben und unvergängliches Wesen an's Licht gebracht durch das Evangelium", so schreibt Paulus seinem Timotheus (2. Tim. 1, 10). „Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?" Das, sagt der Apostel, sei das Wort, welches am großen Tage der Auferstehung der Todten seine Erfüllung finden werde, und er fügt hinzu: „Gott aber

sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum" (1. Cor. 15, 55, 57).

Auch wir werden heute auf's neue in diesen Dank frohlockend einstimmen, wenn wir erkennen, daß die in diesen Worten ausgesprochene Wahrheit dem Menschen außer Christo völlig verschlossen, und wie unglücklich er dadurch ist; wie sie dann durch Christum als etwas völlig Neues in die Welt trat, wovon selbst das alte Testament nur einige Ahnungen und Lichtblitze kennt. Das sei denn der Gegenstand unserer heutigen Betrachtung:

Ein freudiges Sterben in seliger Hoffnung,

wie dies nirgend gefunden wird, wo Christus fehlt, und wie dies überall gefunden wird, wo Christus eingezogen ist.

I.

Ein freudiges Sterben in seliger Hoffnung wird nirgend gefunden, wo Christus fehlt.

Das Wort Gottes selbst malt uns das Heidenthum nach dieser Seite mit zwei Zügen. Es bezeichnet uns die Heiden, als „die keine Hoffnung haben" (Eph. 2, 12; 1. Thess. 4, 13), und als die, „welche durch Furcht des Todes im ganzen Leben Knechte sein mußten" (Hebr. 2, 15). Treffender kann das Wesen des Heidenthums nach dieser Seite nicht bezeichnet werden. Wenn die heilige Schrift sagt, daß die Heiden keine Hoffnung haben, so meint sie nicht: Die Heiden halten das Sterben für eine völlige Vernichtung, — sondern nur so viel: Sie können nicht mit Freuden an den Tod denken, weil ihnen der Zustand nach demselben in keiner Weise wünschenswerth erscheint. Denn wunderbarer Weise findet sich der Gedanke der Unsterblichkeit unter allen Völkern auch ohne das Christenthum, bei den verkommensten wenigstens eine Ahnung davon. Es war allezeit das Zeichen des höchsten Verfalls, wenn man sich einzureden suchte: Mit dem Sterben ist es aus; Tod ist Vernichtung.

Also ein Leben nach dem Tode finden wir in den Vorstellungen der Heiden, aber ein Leben, das niemand mit dem diesseitigen zu vertauschen sich sehnt, weil es entweder vor diesem zu wenig Vorzüge hat oder ihm gleich steht oder gar ein unvollkommneres ist. Auch der Gedanke der Vergeltung während eines Zustandes nach dem Tode findet

sich unter den Heiden, gestaltet sich aber nach den unvollkommenen und laxen Begriffen von Sünde, die sie haben. Die gebildeteren erwarten einen Lohn für bürgerliche Tugend und Strafe nur für schwere Verbrechen, besonders für eigentlichen Frevel an den Göttern.

Der Heide hat sein Glück, seine ganze Herrlichkeit in dem Diesseits. Das Sterben ist ihm im Allgemeinen ein bitteres, unabwendbares Verhängniß. Dem sucht er zu entfliehen, so lange, als möglich. Das sucht er zu vergessen im Lebensgenuß. Dem ergibt er sich in dumpfer Ergebung, die sich oftmals hinter der Maske der Tapferkeit oder vielmehr des Trotzes versteckt, wie bei dem Amalekiterkönig Agag, der dem Tode entgegengeht mit den Worten: „Also muß man des Todes Bitterkeit vertreiben," oder wörtlich: Fürwahr, vorüber ist des Todes Bitterkeit (1. Sam. 15, 32). Die Edelsten handeln nach dem Grundsatze unserer Weltkinder: „Das Unvermeidliche muß man mit Würde tragen." Die Liebe zum Vaterland oder zum Staate, dem sie angehören, macht sie fähig, bei allem Traurigen, das ihnen von drüben her winkt, dennoch das Leben in die Schanze zu schlagen. Wo dieses Leben unerträglich wird, endigt man es mit eigner Hand, und es ist erklärlich, daß bei solcher Anschauung vom Tode der Selbstmord leicht als eine tapfere That erscheint, was jedoch nicht bei allen Heiden der Fall ist. Nach dem Gesetze Solons wurde dem Leichname des Selbstmörders die rechte Hand abgehauen und abgesondert von diesem begraben.

Versuchen wir denn einen Gang durch die Heidenwelt aus dem Alterthum herauf bis auf unsere Zeit. Besondere Zeugen werden uns sein: Die bildlichen Darstellungen des Todes, die Behandlung der Verstorbenen, wobei uns überall die Todtenklage begegnet, die Grabschriften der Heiden und die Vorstellungen von einer Fortdauer in einer andern Welt und von ewiger Vergeltung.

Die alten Perser zeichneten sich vor allen heidnischen Völkern des Alterthums durch tiefere Gedanken aus. Sie glaubten zwei Götter, einen bösen und einen guten. Durch den bösen kam der Tod in die Welt. Diese ist der Schauplatz des Kampfes zwischen bösen und guten Geistern. In diesen Kampf hat der Mensch mit einzutreten. Thut er's, so wird seine Seele von Ormuzd, als einem gerechten Richter, nach dem Tode beseligt werden, thut er es nicht, so wird er eine ewige Strafe erleiden. Aber auch hier fehlt es schon an der tiefern Erkenntniß dessen, was gut oder böse sei.

Die alten Aegypter hatten unter allem Menschlichen nichts

Heiligeres, als die Leichname der Ihrigen. Sie suchten ihnen Unverweslichkeit zu geben durch die wunderbare Kunst des Einbalsamirens, und sie haben sich als Mumien bis auf den heutigen Tag erhalten. Jeder Aegypter baute sein Grab selbst, und zwar in Felsen, und baute daran, so lange er lebte. An die Wände ließ jeder seine Beschäftigungen, Erfindungen und Thaten malen, damit seine Seele während der langen, qualvollen Ewigkeit daran eine Unterhaltung fände. Aegypten ist voll solcher Grabhöhlen, die inwendig im dunkeln Raume mit Gemälden in haltbaren Farben erfüllt sind. Vor der Bestattung pflegte man über jeden Verstorbenen ein Gericht zu halten. Beim fröhlichen Festmahl stellte man die Mumien der verstorbenen Familienglieder um sich her. „Durch Furcht des Todes im ganzen Leben Knechte", so klingt es uns da entgegen.

Bei den Griechen der ältesten Zeit und bei den Athenern auch noch in ihrer Blüthezeit begegnet uns, wie bei den meisten heidnischen Völkern, eine geordnete Leichenklage. In der ältesten Zeit rauften sich die Verwandten des Verstorbenen dabei die Haare aus und warfen sie auf den Leichnam. In der Blüthezeit kam dazu noch, daß man das Haupt mit Asche bestreute, sich verschleierte, schlechte und schwarze Kleider anzog und fastete. In Athen rief man den Namen des Todten mehrmals mit lauter Stimme, während man bei der Verbrennung seines Leichnams Trankopfer ausgoß. Bei den Spartanern war öffentliches Wehklagen verboten, und Lycurgus erlaubte, die Asche und Gebeine der verbrannten Leichname in der Stadt und bei den Tempeln zu begraben, um das Volk an den Gedanken des Todes zu gewöhnen. In ganz Griechenland war es in der Blüthezeit Sitte, dem Leichnam einen Obolus in den Mund zu geben, d. h. ein Geldstück im Werth von zehn Pfennigen. Das war zum Fährgeld bestimmt für Charon, den Fährmann der Unterwelt, der die Schatten der Verstorbenen über den schwarzen Strom Styx fahren mußte, damit sie jenseits im Reiche des Hades, Aïdes oder Aïs ihr ewiges Schattenleben beginnen könnten. So lange eines Menschen Leichnam unbegraben lag, konnte seine Seele nicht über jenen Strom setzen. Daher sorgte man mit großem Fleiße für die Bestattung, und, wo man im Vorbeigehen einen Leichnam liegen fand, etwa einen, den das Meer an's Land gespült, hielt man es für heilige Pflicht, wenigstens einige Hände voll Erde auf ihn zu werfen.

Welche Vorstellungen die Griechen vom Tode und vom Zustande

hernach hatten, das mögen wir aus ihrem größten und ältesten Dichter, Homeros, ersehen.

Die Seele Hektor's entflieht ihrem Leibe,
„Klagend ihr Jammergeschick, getrennt von Jugend und Mannkraft."

Patroklos Seele spricht zu Achilleus im Traume:

„Gib mir ein Grab, daß ich eilig des Aïdes Thore durchwandle!
Denn mich scheuchen die Seelen, Gebild' Ausruhender, fernweg,
Und nicht über den Strom vergönnen mir jene den Zugang;
Sondern ich irr' unstät um die mächtigen Thore des Aïs.
Und nun reiche die Hand mir Jammernden! Nimmer hinfort ja
Kehr' ich aus Aïdes Burg, nachdem ihr die Gluth mir gewähret!
Ach, nie werden wir lebend, von unsern Freunden gesondert,
Sitzen und Rath aussinnen: Denn mich entraffte das Schicksal
Jetzt in den Schlund, das verhaßte, dem schon ich Geborener zufiel."

Und Achilleus Schatten spricht zu Odysseus, als dieser die Unterwelt auf seinen Irrfahrten besuchen muß:

„Lieber ja wollt' ich das Feld als Tagelöhner bestellen
Einem dürftigen Mann, ohn' Erb' und eigenen Wohlstand,
Als die sämmtliche Schaar der geschwundenen Todten beherrschen."

Homer nennt die Unterwelt den „Ort des Entsetzens" und bezeichnet die Seelen daselbst als unfaßbare „nichtige Schatten und Traumbilder":

„Die Seele verfliegt wie ein luftiger Traum und entschwebet,"

nachdem der Leib zu Asche verbrannt ist.

Die Besseren beschäftigen sich in der Unterwelt, wie in ihrem Erdenleben, z. B. Orion mit Jagd. Die Schlechtesten werden dort ewig gestraft. Das sind aber, wie schon bemerkt, diejenigen, welche hier auf Erden einen Frevel an den Göttern oder unnatürliche Verbrechen begangen haben. Der Telamonier Aïas, der in kindischem Ehrgeiz sich das Leben nahm, weil nicht ihm, sondern dem Odysseus, die hinterlassenen Waffen des Achilleus zugesprochen wurden, und der noch in der Unterwelt die vom Odysseus ihm zur Versöhnung dargebotene Hand im alten Groll zurückstößt, gehört im Reiche der Todten nicht zu den Bestraften, sondern es geht ihm wie den meisten andern Seelen, die dort ihr elendes Schattenleben führen. Später wohl erst hat man einen gesonderten Aufenthalt der Frommen und der Gottlosen unterschieden und den ersteren mit irdischer Herrlichkeit ausgestattet. Die großen Helden der Vorzeit, besonders solche, die in einem mühevollen Leben

Wohlthäter einzelner Gegenden geworden waren, wie Perseus und Herakles, dachte man sich zum Lohn hinauf in den Olympus in die Gemeinschaft der Götter entrückt, die man sich ja selbst wieder nur allzu menschlich dachte.

Die Grabschriften der alten Griechen sind eigenthümlicher Art. In manchen wird das köstliche Freudenleben der Erde gerühmt und der Tod nur ganz leise berührt. In andern wird ein lustiges Leben anempfohlen. Andere drücken die tiefe Trauer aus, daß der unerbittliche Tod auch das Köstlichste dahinraffe und es mit kalter Hand zerbreche. Der Trost, den sie geben, lautet, wenn es hoch kommt: Es muß einmal gestorben sein.

Man spricht oft mit Bewunderung davon, daß die Griechen den Tod als den Bruder des Schlafs und als den Sohn der Nacht bezeichnen, aber ein tröstlicher und erhebender Gedanke ist damit keineswegs ausgesprochen, denn es fehlt dem Todesschlaf ein seliges Erwachen. Ebenso macht unter den Sinnbildern der Griechen der Genius mit der umgestürzten, verlöschenden Fackel auf uns einen tiefen Eindruck, und doch sagt er nicht mehr, als: Das Licht des Lebens ist eben verloschen! Dasselbe gilt von dem oft gepriesenen Sinnbild des Schmetterlings auf griechischen Gräbern. Er kann uns als ein schönes Sinnbild der Auferstehung im verklärten Leibe dienen, aber daran dachten die heidnischen Griechen nicht. Ihnen war er das Bild der Psyche, der Seele, welche die Puppe des Leibes hinter sich gelassen hat.

Die weisen Männer Griechenlands preisen einen schönen Tod als das Köstlichste, d. h. einen Tod im Glanze der Ehren und des Ruhmes oder in der Freude über ruhmvolle Söhne. So ist der bekannte Ausspruch Solon's zu deuten: „Niemand ist vor seinem Tode glücklich zu preisen." Socrates stieg bis zu der Erkenntniß empor, daß wir, einmal frei geworden von den Fesseln des leiblichen Lebens, emporschweben und die Wahrheit selbst schauen würden; das gegenwärtige Leben werde uns in der Erinnerung als ein Zustand der Dunkelheit erscheinen, in den wir niemals zurückzukehren wünschen werden. Als er den Giftbecher trinken mußte, hüllte er sich in den Mantel seiner Tugend, uneingedenk seiner Vergehungen, weil diese eben Sünden waren, die unter seinen Zeitgenossen nicht dafür galten. „Unschuldig sterben" hieß ihm: vor Menschen bestehen können, wie es die Selbstgerechten unserer Tage mit andern Worten auch meinen.

Der große Plato lehrte seine Schüler: Wenn der Mensch geboren

wird, nimmt eine Seele in seinem Leibe ihre Wohnung, die zuvor in der Gemeinschaft der Götter gelebt hat und von dort her gewisse Eindrücke und Erinnerungen mitbringt. Sterben nun die Menschen, so kommen ihre Seelen mit allen ihren Neigungen und Gewohnheiten vor das Gericht der Unterwelt. Sie stehen vor dem Richter in hellem Lichte, so wie sie im Leben wirklich gewesen sind. Ist nun die Sündhaftigkeit der Seele von der Art, daß sie noch Besserung zuläßt, so kann dieselbe durch die Strafen, die ihr vom Richter auferlegt werden, noch in der Unterwelt gereinigt und gerechtfertigt werden. Dagegen die, auf deren Gewissen viele greuliche Mordthaten und freventliche Entweihungen des Heiligen lasten, die unheilbar Ruchlosen, werden in den Tartaros zu ewiger Qual hinabgestoßen, woselbst sie eben durch die endlose Pein, die sie leiden, andern minder belasteten Seelen zum schreckenden Beispiele dienen müssen. Die der Besserung fähigen dürfen nach Ablauf der zu ihrer Strafe in der Unterwelt festgesetzten Zeit wieder das Erdenleben beginnen, wobei ihnen die Wahl gelassen wird, in welcherlei Leibern sie wohnen wollen. Haben sie nun vom ersten Leben her noch grobe und rohe Gelüste, so kann es geschehen, daß sie für's folgende Leben den Leib eines Esels, Wolfs oder Geiers oder sonst eines Thieres wählen. Und diesen Kreislauf durch die Ober- und Unterwelt werden sie immerfort machen, bis sie, einmal durch die Philosophie gereinigt, in den ersten und uranfänglichen Zustand der Seele und zur Gemeinschaft der Götter zurückkehren können. Jene aber, welche das Erdenleben im Dienste der Wahrheit zugebracht und an ihrer Reinigung gearbeitet haben, schweben nach ihrer Entfesselung vom Körper unmittelbar, und ohne einer weiteren Läuterung zu bedürfen, empor zu einem vollkommenen, seligen Leben. Darum müssen wir Alles thun, um in diesem Leben zur Tugend und Vernünftigkeit zu gelangen.

Den trostlosen Gedanken der Seelenwanderung theilt der große Plato mit verschiedenen Völkern der Vorzeit und der Gegenwart, namentlich mit den Hindus und Chinesen.

Ganz ähnlich wie bei den Griechen finden wir es auch bei den Römern der alten Zeit. Bei ihren Bestattungen gehörte lautes Klagegeschrei unter den heftigsten Geberden des Schmerzes und der Trauer zur stehenden Sitte. Klageweiber gehörten zur Leichenbegleitung.

In ihren Grabschriften wiederholen sich die Wünsche, welche leider auch in unsern Tagen nachgesprochen und nachgeschrieben werden, obgleich sie nichts von Christenhoffnung enthalten: „Die Erde sei dir leicht!“

(Sit tibi terra levis) „Ruhe sanft!" (Placide quiescas) „Deine Gebeine mögen weich liegen!" (Molliter ossa cubent).

Für die großen Römer gab es nur ein Leben im Staate. Daher hielt es Cato von Utica eines rechtschaffenen Mannes würdig, sich das Leben zu nehmen, als er in Gefahr kam, in die Hände Cäsar's zu fallen, der eben die Republik zertrümmert hatte.

Bei der Bestattung der großen Männer jener Zeit wurden Leichenreden gehalten, welche gewöhnlich nicht bloß mit einer Vergötterung des Verstorbenen, sondern sogar mit einem Gebete zu demselben endigten.

In der Zeit des Uebergangs von der republikanischen Staatsverfassung zur Monarchie des Kaiserreichs sprach es Cäsar öffentlich vor dem Senate aus, es gebe keine Götter und kein Fortleben nach dem Tode, und der Epikuräer Lucretius schrieb, Götter gebe es freilich, aber keine solchen, welche die Welt geschaffen hätten oder auch nur regierten, die Seele sterbe mit dem Leibe, darum sei es unvernünftig, von einem künftigen Leben etwas zu fürchten oder zu hoffen. Bei dem Tode des Drusus auf seinem Kriegszuge in Deutschland im Jahre 9 vor Christi Geburt tröstet der Philosoph Seneca dessen Mutter, die Kaiserin Livia, damit, daß von dem gestorbenen Menschen nichts übrig bleibe, als der Nachruhm; sie sei sich selbst schuldig, die Stärke ihres männlichen Sinnes auch bei diesem schweren Schlage des Geschicks an den Tag zu legen, um nicht in der öffentlichen Meinung zu sinken; Gleichmuth sei die schärfste Verurtheilung des Geschicks. Für den gebildeten Römer dieser Zeit gab es keine andere Fortdauer nach dem Tode, als die im Staate. Zwar hatten schon von Cicero her die Vorstellungen Plato's von Unsterblichkeit Eingang gefunden, und edle Männer beschäftigten sich gern mit dem Gedanken einer künftigen Vereinigung aller ausgezeichneten Geister, die jemals auf Erden gewirkt, aber für dieses Leben trug dem Römer die Unsterblichkeit der Seele nichts aus. Vielmehr schlug der Unsterblichkeitsglaube immer wieder unwillkürlich in die Aussicht auf ewige Dauer des Ruhms um. Augustus bewies bis in seine letzten Lebenstage, daß er an ein Leben seiner Seele nach dem Tode nie im Ernst gedacht habe, aber durch Denkschriften, besonders durch eine, welche eine Uebersicht der Geschichte seines öffentlichen Lebens gab, meinte er sich die rechte Unsterblichkeit zu geben. Er starb mit der Frage an seine Freunde, ob sie glaubten, daß er die Posse seines Lebens wohl gespielt habe, und forderte sie in griechischen Worten zum Beifallklatschen auf, wie der vom Publikum Abschied nehmende

Schauspieler zu thun pflegte. — In jener Zeit finden wir die maßloseste Verschwendung im Dienste der Liederlichkeit, welcher auch Dichter das Wort reden. Unerklärlich bliebe uns die schauerliche Todesverachtung, die sich seit dem ersten punischen Kriege bei den Gladiatoren, und die Thatsache, daß das römische Volk einen Hochgenuß darin fand, dem leichtsinnigsten Morden zuzuschauen, — unerklärlich, wenn nicht Blasirtheit und Lebensüberdruß den Menschen scheinbar tapfer genug machten, das Leben mit Lachen hinzuwerfen.

Die Leichengebräuche bei den Scythen, bei den Griechen der ältesten Zeit und selbst bei unsern heidnischen Vorfahren, wie bei heidnischen Völkern bis auf unsere Tage, beweisen, daß man sich das jenseitige Leben als eine Fortsetzung des diesseitigen denkt und wähnt, daß das, was man mit dem Todten verbrenne oder begrabe, in das Jenseits mit ihm eingehe zu seinem Dienst und Brauch. Darum schlachtete man die Lieblingsrosse der Fürsten und verbrannte sie mit ihrem Leichnam. Darum wurden bei den Griechen der ältesten Zeit selbst Sklaven getödtet und ihre Leichen auf dem Scheiterhaufen mit dem Todten verbrannt.

Die nordischen Völker deutschen Stammes, deren Phantasie ihre Götter und deren Geschichte auf das großartigste gebildet hat, kennen im Jenseits ein Walhalla, wo die Tapfern mit den Göttern schmaußen und zechen, aber auch täglich im Kampfe sich verwunden und morden, um nach vollbrachter Schlacht wieder heil und frisch mit einander beim Mahle und beim allzu geliebten Trinkhorn zu sitzen. Ein ehrenvoller Tod in der Schlacht ist ihnen in dieser Zeit die beste Vorbereitung für eine glückliche Zukunft in der Ewigkeit.

Von unsern deutschen Vorfahren bezeugt Tacitus: „Jedem Verstorbenen gibt man seine Waffen mit auf den Scheiterhaufen, Manchem auch sein Pferd! Nur kurze Zeit klagt und weint man, aber lange währt Schmerz und Trauer. Den Frauen ziemt zu trauern, den Männern, im Andenken zu behalten."

Zu den Heiden unserer Tage gewandt, schauen wir zuerst zu dem Volk hinüber, das seit den ältesten Zeiten auf einem hohen Stande äußerer Bildung steht und sich bis heute gleich geblieben ist, zu den Chinesen. Wir wissen schon, wie dies arme Volk „ohne Hoffnung", „durch Furcht des Todes im ganzen Leben Knechte" sein muß. Wie viel Unglück kann allein daher kommen, daß eine Grabstätte an einem unpassenden oder unglücklichen Ort angelegt ist, oder daß man den Ahnen nicht richtig gedient hat! Davon nehmen die Priester Anlaß,

Familien in immer größere Geldnoth und Abhängigkeit und in immer größere Aengstlichkeit in der Beobachtung aller nur möglichen Ceremonien zu bringen. Jener alte Gedanke, daß man dem Dahingeschiedenen im Jenseits ein bequemes Leben nach irdischen Begriffen bereiten könne dadurch, daß man ihm allerlei Erdenherrlichkeit in den Tod nachsende, wird von den Chinesen auf bequemere Weise verwirklicht, als von jenen Heiden des Alterthums. Man schneidet nämlich alle jene wünschenswerthen Gegenstände in Goldpapier aus und läßt sie bei der Bestattung in Rauch aufgehen. So steigen sie alle mit in's Land der Geister, dem Abgeschiedenen zu Dienste. Todesverachtung zeigt der Chinese merkwürdiger Weise dann, wenn er bei seiner Ehre angegriffen oder beleidigt ist. Dann schlitzt er sich mit dem Messer den Leib auf, und die Sitte fordert, daß sein Widerpart dasselbe thue.

Den Chinesen am ähnlichsten sind die Bewohner Japan's. Bei ihnen finden wir unter Anderem dieselbe Verachtung des Todes oder vielmehr des Lebens. Beim Ableben eines der letzten Kaiser (Taikun) baten zehn seiner Getreuen um die Ehre, durch freiwilliges Leibaufschlitzen ihm in das Jenseits nachfolgen zu dürfen, eine Ehre, welche fünf derselben auch wirklich zugestanden wurde.

Ein recht ergreifendes Bild von dem Elend der Heiden, wenn's zum Sterben geht, bieten uns die Hindu's. Sie unterscheiden zwischen rechtzeitigem und unzeitigem Tode. Jener ist dem Menschen von Brahma vorherbestimmt, unwandelbar; dieser, eine Frucht sündlicher Handlungen, kann durch Ceremonien und Arzneimittel wenigstens aufgeschoben werden. Erkrankt ein Hindu ernstlich, so ruft man den Wahrsager und Sterndeuter, der durch seine Kunst herausfindet, welchen Arzt man rufen soll. Natürlich ist mit diesem schon eine Verständigung vorausgegangen, und das dem Kranken abgepreßte Geld wird brüderlich getheilt. Während nun Einer nach dem bezeichneten Arzt geht, läuft ein Anderer zum Brahminen, um die siebentägige Ceremonie der „Todesbesiegung" zu bestellen, wobei verschiedene Gegenstände unter dem Herplappern von Zaubersprüchen in's Feuer geworfen werden. Brennt dasselbe nach der Seite oder mit Knittern und Krachen, so ist das ein böses Zeichen, das bei öfterer Wiederkehr den gewissen Tod des Kranken verkündet. Endlich tritt der Brahmine aus dem Tempel und theilt dem draußen ängstlich harrenden Boten das Geschaute mit, der ihm für seine Mühe eine Summe Geldes gibt und dann zitternd nach Hause eilt, um den Ausspruch des Priesters zu verkünden. Mittlerweile ist der Arzt schon bei

dem Kranken gewesen und hat ihm irgend einen Trank verordnet. Damit aber die Arznei, deren Ingredienzen erst mühsam und mit vielem Zeitverlust in Wald und Feld gesammelt werden müssen, heilsam wirke, muß in vielen Gegenden noch ein Zauberer außen vor dem Hause, aber in der Nähe des Kranken, sein finsteres Gaukelspiel treiben, um den Zorn des Gottes der Unterwelt abzuwenden, wofür er gleichfalls bezahlt wird. Arme Leute freilich können nicht so viel daran wenden, und haben meist schon ihre ganze Habe dem Zauberer gespendet, ehe sie nur an den Gebrauch von Arznei kommen. — Mit dem Zunehmen der Krankheit steigert sich das Bestreben der Glieder des Hauses, durch Gebete die Gunst der Götter zu gewinnen; Kinder und Erwachsene werden fleißiger im Hersagen der ihnen bekannten Götternamen. Aber die Krankheit verschlimmert sich. Die Umstehenden schlagen in ihrer Bangigkeit an die Brust, raufen sich das Haar und geben sonst in verschiedener Weise ihre Betrübniß kund. Der Kranke selbst, von Todesfurcht gequält, schaut bange umher, blickt die ihn Umgebenden wehmüthig an und klagt bitterlich über die ihm bevorstehende Trennung. Auch fallen ihm die Güter ein, die er gesammelt, und der Gedanke, das Alles zurücklassen zu müssen, preßt ihm jammervolle Klagetöne aus, wodurch das Wehklagen der Umstehenden noch vermehrt wird. In dieser Verwirrung erhebt auch das von Sünden belastete Gewissen seine Stimme, um die Noth des armen Kranken zu vermehren. Er geht sein Leben durch und findet auch seine guten Werke, d. h. seine Tempelgeschenke, seine Verehrung der Brahminen, sein kastengemäßes Leben, seinen ehrbaren Namen, seine Almosen u. s. w. Aber vor dieser Erinnerung weicht die Angst seiner Seele nicht, und bange Zweifel quälen ihn, ob sie auch ausreichen werden zur Seligkeit. Deßhalb werden jetzt noch Geschenke an Tempel und Brahminen gespendet, ja, Schulden gemacht, wenn man selbst keine Mittel hat. Aber die Todesangst steigt. Der Kranke murmelt Götter- und Tempelnamen, die Umstehenden thun dasselbe, doch umsonst: der Bebende sinkt hoffnungslos in die dunkle Nacht hinab und stirbt. — Kaum ist die Seele dem Körper entflohen, so bricht das Getümmel und Klagegeschrei der Hinterlassenen auf's neue aus, und zwar in solcher Stärke, daß man es in weiter Ferne hören kann, und dauert fort, bis die Leiche begraben oder, was das Gewöhnliche ist, verbrannt wird, was in diesem heißen Lande acht bis zwölf Stunden nach dem Absterben geschieht. Bei der Bestattung, welche wir hier nicht näher schildern wollen, hört man im Tone der

Wehklage die Götternamen: Siwa, Rama, Narajana u. a. Die jährlichen Todtenfeiern an der Grabstätte der Asche und Gebeine des Verbrannten dauern fort, bis auch der Erbe stirbt. Je mehr Brahminen dabei gespeist und beschenkt werden, desto gewisser und völliger ist die Erlösung der armen Seele.

Wie trostlos der Heide im Tode ist, das sprach ein armer Gefangener zehn Tage vor seiner Hinrichtung mit den Worten aus: „Ich habe Schiwa so lange gedient, und nun, da ich sterben soll, finde ich mich ganz verlassen; Alles ist dunkel vor mir; kein Weg, der zur Erlösung führt."

Ein Missionar an der Westküste von Afrika bemerkt, daß wir wohl in der alten Christenheit bei Beerdigungen zuweilen dem Ausbruch des heftigsten Schmerzes begegnen, daß dies aber in gar keinen Vergleich zu stellen sei mit den Bezeugungen des Schmerzes, die man bei der Bestattung von Heiden wahrnehme. Er sagt, daß Menschen von schwachen Nerven außer Stande seien, denselben beizuwohnen, und daß die Leidtragenden den Eindruck machen, als wollten sie in Thränen sich auflösen.

Ein heidnischer Indianer Nordamerika's lief, einem Wahnsinnigen gleich, in den Wald hinein, als er das Auge seines Kindes hatte brechen sehen.

Wie im Alterthum, so sucht auch jetzt der Heide seinen Trost im leichtsinnigen Sichselbstvergessen und in Zerstreuung oder in Selbstgerechtigkeit oder auch in Selbstqual. — „Wer ist der Gott, der mich richten soll?" fragte einen Basler Missionar in Indien ein gelehrter Naier. — Eine Madagassische Todtenklage um des Königs Sohn schließt mit den Worten: „Genug der Klagen über meinen Sohn! Fröhlichkeit folge auf die Trauer! Morgen vielleicht gehen wir eben dahin, wohin er ging." — Von den heidnischen Grönländern erzählt Kranz (von der Brüdergemeinde) in seiner grönländischen Reise: Nach dem Begräbniß begeben sich die Begleiter in's Sterbehaus, setzen sich still nieder, stützen die Arme auf die Kniee und legen den Kopf zwischen die Hände, die Weiber aber legen sich auf's Angesicht, und Alle schluchzen und weinen in der Stille. Dann hält der Vater oder der Sohn, oder wer der nächste Verwandte ist, mit einer lauten, heulenden Stimme eine Klagrede, worin alle guten Eigenschaften des Verstorbenen berührt werden, und diese wird bei jedem Absatz mit einem lauten Weinen und Heulen begleitet. Nach einem solchen Klagelied fahren die Frauen

mit Weinen und Heulen alle in einem Tone fort. Dann und wann halten sie inne, und die eigentliche Leidträgerin sagt etliche Worte dazwischen, die Männer aber schluchzen nur. Der Stil dieser Klagereden ist nicht, wie bei den Orientalen und bei den Indianern Nordamerika's, hochtrabend und schwülstig, sondern einfach und natürlich, doch bedienen sie sich gern der Gleichnisse, machen auch keine großen Umschweife in ihren Reden, obwohl sie Manches der größeren Deutlichkeit wegen oft wiederholen, und reden oft so lakonisch, daß zwar sie einander leicht, Ausländer aber nach vieljährigem Umgang es kaum verstehen können. Sie haben auch verschiedene bildliche Redensarten und Sprüchwörter, und die Angekoks (Zauberer) bedienen sich eigenthümlicher Ausdrücke, um gelehrt zu erscheinen, und um für die Erklärung des Orakels bezahlt zu bekommen. So nennen sie einen Stein „die große Härte" und das Wasser „das Weiche." — In ihrer Poesie brauchen die Grönländer weder Reime noch Sylbenmaß. Sie machen nur kurze Sätze, die aber nach einem gewissen Takte gesungen werden, und zwischen jedem Satz wird ein etliche Male wiederholtes „amna ajah ajah hey!" vom Chor angestimmt. Ein grönländisches Todtenlied schließt, nachdem es die frühere Lebensweise und Thätigkeit des Verstorbenen geschildert, mit den Worten:

„Aber das ist nun aus. Wenn ich an dich denke, so brauset mein Eingeweide.
O daß ich weinen könnte, wie ihr andern, so könnte ich doch meinen Schmerz lindern.
Was soll ich mir wünschen? der Tod ist mir nun selbst annehmlich worden, aber wer soll mein Weib und meine übrigen Kinder versorgen?
Ich will noch eine Zeit lang leben, aber meine Freude soll sein in Enthaltung dessen, was den Menschen sonst lieb ist."

Muhamed hat das Mögliche gethan, um seinen Bekennern das Sterben leicht zu machen. Er sucht ihnen den Glauben einzuflößen: Der Augenblick des Todes kommt, wenn Gott ihn dir bestimmt hat, du magst thun, was du willst; zur Verkürzung oder Verlängerung deines Lebens kannst du nicht das Geringste beitragen. Er zeigt ihnen nach dem Weltgericht und der Auferstehung, welche er lehrt, eine Hölle und ein Paradies und stattet das letztere aus mit schattigen Hainen und herrlichen Springquellen und mit üppiger Sinnenlust. Die Erlangung des Paradieses aber macht er ihnen leicht, indem er sie auf äußerliche Werke und Uebungen treibt. Von Sinnesänderung und Herzensreinigung

weiß er nichts. Eines vollkommenen Moslim's Bild entwirft die zweite Sure mit folgenden Worten:

„Gerecht ist der, der treu an Allah, an
Ein künftiges Weltgericht, an Engel, an
Das heilige Buch, an den Propheten glaubt;
Der liebevoll von seinen Gütern gibt
Den Anverwandten, Waisen, Dürftigen,
Dem Wanderer, der Hülfe von ihm heischt;
Der Lösegeld für die Gefangnen gibt,
Der pünktlich betet, milde Gaben reicht;
Der die geschlossenen Verträge hält,
Geduldig sich in Noth und Ungemach
Und in Gefahr des Kriegs bezeugt, — das sind
Die wahren Gläubigen, die fürchten Gott!"

Dazu kommt nach weiteren Vorschriften das Fasten, das Wallfahren zur Kaaba, das regelmäßige Waschen vor dem Gebet und die Enthaltung von Wein und Schweinefleisch.

Das Volk Gottes im alten Bunde, welches mit heiliger Sehnsucht dem verheißenen Heiland entgegenschauen lernen sollte, konnte über Sterben und Jenseits nur erst unbestimmte Vorstellungen und Hoffnungen empfangen. Ein langes Leben im Wohlstand und Frieden und in der Gemeinschaft des Volkes Gottes und seiner schönen Gottesdienste, ein Jeder unter seinem Weinstock und Feigenbaum, und eine zahlreiche Nachkommenschaft, das erschien dem Israeliten als das Wünschenswertheste. Nach einem solchen Leben scheiden, alt und lebenssatt, läßt er sich gern gefallen. Darum ist ihm das Sterben ein Versammeltwerden zu den Vätern, und als Trost erscheint, was Sirach mit den Worten bezeichnet: „Der Abgeschiedene ist zu seiner Ruhe gekommen" (Sir. 22, 11; 38, 24). — Das alte Testament weiß von einem Todtenreich, das in unserer Bibel nicht mit dem Worte „Hölle" bezeichnet sein sollte, weil es nicht bloß eine Hölle, sondern auch ein Paradies umfaßt. Aber die Propheten deuten darüber hinaus auf eine einstige Auferstehung und auf eine ewige Vergeltung. Wir wollen nur die deutlichste von allen dahin gehörigen Weissagungen nach dem Grundtext anführen: „Viele, welche im Staube der Erde schlafen liegen, werden aufwachen; die Einen zum ewigen Leben, die Andern zur Schande und zum ewigen Abscheu. Die Verständigen aber werden leuchten wie der Glanz der Veste (des Himmels); und die, so Viele

zur Gerechtigkeit geführt haben, wie die Sterne, immer und ewiglich. — Du aber (Daniel) gehe hin, bis das Ende komme; und ruhe, daß du aufstehest zu deinem Erbtheil am Ende der Tage" (Dan. 12, 2, 3, 13). — Von einer Unsterblichkeit der Seele reden alle Völker, von einer Auferstehung des Leibes nur die erleuchteten Propheten des alten Bundes im Tone der Weissagung. So kann es nur der durch diese geweckte Glaube sein, der uns im zweiten Buche der Makkabäer, in der Geschichte des großartigen Heldenthums jener Mutter mit ihren sieben Söhnen, in den Worten begegnet: „Der König aller Welt wird uns, die wir um seines Gesetzes willen sterben, auferwecken zu einem ewigen Leben." — „Diese Gliedmaßen hat mir Gott vom Himmel gegeben, darum will ich sie gern lassen um seines Gesetzes willen, denn ich hoffe, er werde mir sie wohl wiedergeben." — „Das ist ein großer Trost, daß wir hoffen, daß, wenn uns die Menschen erwürgen, uns Gott wieder auferwecken wird; du aber (König Antiochus) wirst nicht auferweckt werden zum Leben" (sondern zum Gericht). — „Der, welcher die Welt und den Menschen geschaffen und jeglichem Ding sein Wesen verliehen hat, wird euch den Odem und das Leben gnädiglich wiedergeben, wie ihr jetzt um seines Gesetzes willen euch selber gering achtet." — „Fürchte dich nicht vor diesem Henker, sondern stirb gern und deiner Brüder würdig, daß dich der gnädige Gott sammt deinen Brüdern mir wiedergebe" (2. Makk. 7, 9, 11, 14, 23, 29).

Das jüdische Volk späterer Zeit, nach der Erscheinung seines von ihm verworfenen Messias, hat vom Sterben seine seltsamen Traditionen, die es wohl mit andern orientalischen Völkern theilt. Sie lassen sich in folgende Vorstellungen zusammenfassen. Wenn des Menschen Stündlein gekommen ist, tritt der Engel des Todes vor ihn mit seinem brennenden Schwerte. Ganz Flamme, ganz Auge steht er da und blickt ihn an. Diesem Blick kann der Sterbende nicht entfliehen. Er sieht die Wände seines Hauses brennen, er windet sich, und in seinen Mund trieft vom flammenden Schwert ein Tropfen Galle, der schnell seinen Leib durchdringt mit dem bittern Geschmack des Todes. Die Seele des Guten geht aus dem Leibe, wie man einen Faden aus der Milch zieht; die Seele des Bösen, wie man Dornen aus der Wolle reißt. Auch wenn im Grabe der Todesengel mit seiner Kette aus Feuer und Eis den Leichnam berührt, so fallen die Gebeine des Mildthätigen sanft auseinander; täglich wird seine Asche erquickt vom Thau, der vom Throne des Ewigen fließt. Der Leichnam des Bösewichts dagegen zerspringt,

wie die irdene Scherbe; wie an seinem Gewissen, so nagt der Wurm auch an seinem Gebein.

Wie auch dies nicht ausreicht zu einem fröhlichen, seligen Sterben, ist von selbst klar, denn welcher Mensch ersteigt die sittliche Höhe, die ihn berechtigte, im Augenblick des Sterbens in seiner eigenen Vortrefflichkeit Trost und Beruhigung zu finden? Nein, er bedarf eines Heilandes, der dem Tode die Macht nimmt, weil er den Stachel des Todes zerbricht, das ist: die Sünde.

II.

Ein freudiges Sterben in seliger Hoffnung wird überall gefunden, wo Christus eingezogen ist.

Hermann Anandraja Kaundinja, der Pastor von Ananda-pur in Ostindien, der zu Mangalore bekehrte Brahmine, hat recht, wenn er in seiner „Lebensgeschichte" sagt: Den Heiden fehlt „nicht immer Ehrbarkeit und dergleichen, sondern sie ermangeln der Lebensherrlichkeit Gottes, und als solche haben sie keine Hoffnung des ewigen Lebens. Der edelste Heide ist unvergleichlich geringer als der geringste gläubige Christ; denn dieser hat das ewige Leben, jener hat es nicht. Es ist gut und nöthig zu wissen, daß nicht das äußere Elend, auch nicht immer das zerrüttete Familien- und Volksleben es ist, dem die Missionare abhelfen sollen durch europäische Bildung; nein, diese bringt kein Haar breit näher zum Leben Gottes, als das Heidenthum selbst; vielmehr muß den Heiden das ewige Leben dargeboten werden, das in Christo ist." — Jesus Christus, die Auferstehung und das Leben! Wer an ihn glaubt, trägt ewiges, unvertilgbares Leben in sich, jetzt im Leben, dann im Sterben, endlich in ewiger Herrlichkeit. Das tritt uns im neuen Testamente überall entgegen. Von den Heiden sagen wir mit der Schrift: Sie haben keine Hoffnung. Die Christen aber frohlocken mit Petrus: „Gelobt sei Gott, der Vater unseres Herrn Jesu Christi, der uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Todten, zu einem unvergänglichen und unbefleckten und unverwelklichen Erbe, das behalten wird im Himmel" (1. Petr. 1, 3, 4). Von den Heiden sagen wir mit der Schrift: Sie müssen durch Furcht des Todes im ganzen Leben Knechte sein. Die Christen aber sprechen mit Paulus: „Christus ist mein Leben, und Sterben ist mein Gewinn" (Phil. 1, 21); wir haben „nicht einen knechtischen Geist empfangen, daß wir uns

abermal fürchten müßten, sondern wir haben einen kindlichen Geist empfangen, durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater! Derselbe Geist gibt Zeugniß unserm Geist, daß wir Gottes Kinder sind. Sind wir denn Kinder, so sind wir auch Erben, nämlich Gottes Erben und Miterben Christi; so wir anders mitleiden, auf daß wir auch mit zur Herrlichkeit erhoben werden" (Röm. 8, 15—17). Es geht mit dem Menschen eine gründliche Umwandlung vor, sobald er, von der Liebe Christi überwunden, in ihm die Versöhnung mit Gott gefunden hat. Von nun an ist das Sterben für ihn der Uebergang in die ewige Gottesstadt, deren Herrlichkeit in der ewigen, ununterbrochenen Gemeinschaft mit unserem Heiland besteht.

Dieser Sinn zeigt sich, seit es eine christliche Kirche gibt, im Verhalten des Christen beim Sterben der Seinigen. Er wird uns kund auf den Gräbern. Er klingt uns triumphirend entgegen aus den unvergleichlichen Liedern unserer Kirche. Wir sehen ihn im Triumph über die Todesfurcht und im letzten Stündlein der Christen. Seine Krone aber ist der freudige Märtyrertod.

Beim Sterben der Christen finden wir eben so wenig mehr jenes trostlose Weinen und Klagen, als jenes stumpfe Dreinschauen, denn Gottes Wille ist mit unserem Willen eins geworden. So bezeugt Missionar Baierlein bei der Beerdigung einer Schülerin seiner Waisenschule: „Während alle Christen mit tiefem Ernst im Gesicht und manche mit Thränen da standen, sahen die Heiden wild und roh darein, als ob sie gar keine Herzen hätten."

Die alten christlichen Gräber des fünften und sechsten Jahrhunderts tragen fast allgemein neben dem Namen und Todestag des Entschlafenen nur einfach die Worte: „In Frieden", oder: „Hier schläft in Frieden". Bei Kindern, die in ihrer Taufgnade gestorben sind, steht der einfache Beisatz: „Im weißen Kleide" oder das Wort: „neugepflanzt" (νεοφυτὸς). In Ipsambul in Nubien hat man eine Grabschrift aus dem siebenten oder achten Jahrhundert gefunden, welche lautet:

„O Gott der Geister und alles Fleisches,
der du dem Tode die Macht genommen
und die Hölle niedergetreten
und Leben der Welt gespendet hast:
laß ruhen die Seele deines Knechtes (der Name undeutlich daneben)
im Schooße Abrahams, Isaaks und Jakobs.
Er entschlief" (folgt nur die Angabe des Monats und des Jahres nach einer uns ungeläufigen Zeitrechnung).

Derselbe Geist findet sich in christlichen Grabschriften aller Zeiten wieder. Selbst die Zeiten der tiefsten römischen Finsterniß konnten ihn nicht ganz verbannen. In der Zeit der Herrschaft des Humanismus, welche sich von der Reformation überraschen ließ, in jener Zeit, wo ein gebildeter Mann auf dem Stuhle zu Rom das Christenthum „die Fabel von Christo" nennen konnte, welche „viel Geld eintrage", füllte man die Grabmäler mit den widerlichsten Lobsprüchen und mit den Namen der heidnischen Gottheiten, was auf Gräbern der Heiden nie Sitte gewesen war. Aber mit der Reformation prägt sich der treue Bibelglaube mit der Hoffnung des ewigen Lebens wieder auf's entschiedenste und innigste aus.

Auf dem Epitaphium des Mediciners Adolf Occo im Dom zu Augsburg, der 1503 starb, also nicht lange vor Beginn der Reformation, finden wir eine lateinische Inschrift, welche jenes humanistische und das christliche Element wunderlich mischt. Sie sagt:

„Mich hat Phöbus gelehrt, zu dichten und Kranke zu heilen,
Dafür ward mir zu Theil Reichthum und herrlicher Ruhm.
Weh mir, daß ich mich nicht vorsah und sorglos dahinging,
So rafft unversehn's mich nun die Parce dahin."

Aber daneben Folgendes:

„Mein Herr Christus, allein der Grund mir ewigen Heiles,
Wird mein armes Gebein wieder umkleiden dereinst,
Wenn er als Richter erscheint und Heil mir verleihet und Leben,
Mag bis dorthin sanft ruhen im Grab dies Gebein."

Am Schlusse aber bittet er:

„Wanderer, wer du auch seist, gönne der Ruhe den Ort! Lebe wohl! Gehe weiter!"

Oftmals kehrt auf den Gräbern der evangelische Grundgedanke wieder: Aus Gnaden allein werden wir selig um Christi willen. So spricht es der große Sternkundige Nicolaus Copernicus, gestorben zu Frauenburg 1543, in seiner von ihm selbst gefertigten lateinischen Grabschrift aus:

(Non parem Pauli gratiam requiro
Veniam Petri non posco, sed quam
In crucis ligno dederas latroni,
Sedulus oro.)
Nicht, was du Paulo schenktest, Herr, verlang' ich,
Nicht, wie du Petrum aufnahmst, sondern das nur,

Was einst am Kreuzholz du dem Schächer gabest,
Wünsch' ich mir sehnlichst."

Aehnlich sagt eine lateinische Grabschrift zu Augsburg vom Jahre 1625:

(Domine Jesu Christe, miserere nostri,
Sicuti misertus es
Petri in atrio,
Mariae Magdalenae in convivio
Et latronis in patibulo.)
„Herr Jesu Christe, erbarme dich unser,
So wie du dich erbarmtest
Petri im Vorsaal,
Der großen Sünderin beim Gastmahl
Und des Schächers am Kreuzpfahl."

Neben den Grabschriften finden sich auf jenen ältesten Gräbern der Christen das Monogramm Christi (☧) auch wohl mit dem A und Ω (A☧Ω) oder das Wort Ichthys (*IXΘYΣ*), welches „Fisch" bedeutet, und welches die ersten Christen liebten, weil es die Anfangsbuchstaben der Worte: „Jesus Christus, Gottes Sohn, Heiland" enthält, — und als Sinnbilder: die Taube mit dem Oelblatt, Lämmer, ein Palmzweig, oder auch ein Fisch, der eben an jene christliche Bedeutung des griechischen Wortes Ichthys erinnern soll. Später finden wir als allgemeinstes Grabdenkmal das Kreuz, das Zeichen unserer Erlösung, zur Erinnerung an den, „welcher durch den Tod die Macht nahm dem, der des Todes Gewalt hatte" (Hebr. 2, 14).

Die ebenso unschöne, als unnatürliche Darstellung des Todes als eines Gerippes, auch wohl mit der Sense und der Sanduhr in den Knochenhänden, stammt aus einer spätern und jedenfalls geschmacklosen Zeit. Die Heiden Rom's kannten das Gerippe auf Gräbern als das, was es ist, als die Gestalt des Todten. Erst, als man schon lange mit Märtyrergebeinen eine Art von Vergötterung getrieben hatte, wurde daraus die Gestalt des Todes, und zwar durch dieselbe nordische Phantasie germanischer Völker, welche auch den Tod zu einem Ritter mit Schloß oder Burg gestaltete und bis zur wunderlichen Vorstellung des Todtentanzes sich verstieg. —

Stellen wir ferner den Klagetönen an den Gräbern der Heiden die Triumphlieder unserer Kirche gegenüber! Luther's gewaltiges Lied: „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen ꝛc." nach der latei-

nischen Antiphone Notker's, des Stammlers, des Mönchs von St. Gallen (gestorben 912) oder „Alle Menschen müssen sterben ꝛc." von Johann Georg Albinus, gestorben 1679, oder das Lied unseres Coburgers, Johann Matthäus Mayfart (gest. 1642): „Jerusalem, du hochgebaute Stadt ꝛc." Oder denken wir an die beiden Schlußverse des von Paul Gerhard (gestorben 1676) dem Bernhard von Clairveaux (gestorben 1153) nachgedichteten: „O Haupt voll Blut und Wunden ꝛc.":

„Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir,
Wenn ich den Tod soll leiden,
So tritt du dann herfür!
Wenn mir am allerbängsten
Wird um das Herze sein,
So reiß mich aus den Aengsten
Kraft deiner Angst und Pein!
Erscheine mir zum Schilde,
Zum Trost in meinem Tod,
Und laß mich sehn dein Bilde
In deiner Kreuzesnoth;
Da will ich nach dir blicken,
Da will ich, glaubensvoll,
Dich fest an mein Herz drücken;
Wer so stirbt, der stirbt wohl!"

Den Triumph über die Todesfurcht hören wir aus jenen Gebetsworten des Fidschi-Insulaners Werani, die uns Missionar Williams aufgeschrieben hat: „Wir möchten dahin gehen, wo Christus hingegangen ist, und bei dir sein. O heiliger Geist, komm auf uns hernieder, und bereite unsere Herzen für diese Stätte zu. Sage uns, daß unsere Namen im Buche des Lebens stehen," und aus dem Gebete desselben Werani für den kranken Missionar Hunt im August 1848: „Herr! wenn Einer sterben muß, nimm mich! nimm zehn von uns, aber laß deinen Knecht hier, dem armen Volke Christum zu predigen!" Heiden geben kund, daß sie merken, in den Christen sei die Furcht vor dem Tode gebrochen. Auf Rewa, einer der Fidschi-Inseln, lebten die Missionare, umgeben von den scheußlichsten Greueln der Kannibalen. „Wie kommt es, daß diese „Lotu"-Leute uns nicht fürchten?" fraget einmal ein Häuptling den König. „O," erwiederte dieser, „sie fürchten sich nicht vor dem Tode. Sie haben sich ihrem Gott übergeben, und

Leben oder Tod ist ihnen gleich. Wir aber denken nicht also. Wenn wir krank sind, fragen wir, wohin wir gehen sollen, damit wir am Leben bleiben; dann ziehen wir von einem Platz zum andern, um stark zu werden."

Was aber sollen wir sagen von dem seligen Sterbestündlein der Christen? Der heutige Tag würde nicht ausreichen, wenn wir alle Beispiele eines fröhlichen Sterbens zusammenstellen wollten, welche sich hier zusammenstellen ließen. Sei es denn vergönnt, nur ganz wenige aus der zahllosen Menge herauszugreifen!

Johannes, der unbeugsame Bischof von Constantinopel, der ungescheut auch den Hohen Buße predigte, und den man wegen seiner glänzenden Beredtsamkeit „Chrysostomus", d. i. Goldmund, nannte, ging auf Befehl des Kaisers Arkadius getrosten Muthes in die Verbannung mit seinem Wahlspruch auf den Lippen: „Gott sei gelobt für Alles!" Das unwirthliche Pontus am schwarzen Meere sollte sein Aufenthalt sein, nachdem schon in Kukusos am rauhen Taurus, als seinem ersten Verbannungsorte, seine Gesundheit völlig zerrüttet worden war. Er kam bis in die Nähe von Komana in Pontus. Da legte er seine Reisekleider ab, zog ein reines Gewand an, nahm das heilige Abendmahl und starb mit seinem Wahlspruch im Munde: „Gott sei gelobt für Alles!" am 14. September 407.

Bernhard von Clairveaux (gest. 1153) betete vor seinem Sterben: „Tausendmal begehre ich dein, o Jesu! Wann wirst du kommen? Wann wirst du mich fröhlich machen? wann an dir mich sättigen?" (desidero te millies, o Jesu, quando venies? me laetum quando facies? me de te quando saties?)

In der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts hatte ein Salzburger Bauer, Erasmus Weitmoser, all sein Vermögen daran gesetzt, in der Umgebung von Gastein Gold zu finden. Er saß endlich in seiner Hütte zu Gadauneren bei den Resten seines letzten Brodes, da schlich sich seine Frau davon, verkaufte ihr Brautkleid, und was sie sonst Werthvolles hatte, und brachte ihm Fleisch und Wein heim, damit er doch den kommenden Tag, den Ostersonntag, in Freude verleben möchte. Der Erzbischof von Salzburg hörte von dieser Treue und wurde dadurch bewogen, Weitmoser eine ansehnliche Summe zuzustellen, damit er sein angefangenes Werk fortsetzen könne. Mit Gottes Hülfe zeigten sich jetzt dem rastlosen Gräber die edelsten Goldadern, jede Arbeit fand ihren Lohn, und binnen Kurzem wurde er so wohlhabend, daß e

viele Gewerke und Höfe besaß, dem Erzbischof reichlich vergelten, ja, regierenden Mächten aus seinem Schatze leihen konnte. Der Kaiser ertheilte ihm ein Wappen und erhob ihn zu hoher Würde, und im Jahre 1525 stellten seine Bergwerksgenossen, Strasser und Zott, den klugen und rechtschaffenen Mann an die Spitze der Salzburger Protestanten, mit welchen er nach der Hauptstadt zog. Als er endlich auf dem Sterbebette lag, verkündeten ihm die Knappen, sie hätten so eben einen neuen Goldgang entdeckt. Er aber sprach, voll Freuden: „Ich bin am Ziele meiner Laufbahn, mein schönster Gang ist Jesus Christus, unser Herr und Heiland, auf dem ich jetzt eingehen werde in's ewige Leben."

Unser großer geistlicher Liederdichter Paul Gerhard konnte 1676 im Angesichte des Todes mit den Worten seines eigenen Liedes fröhlich sagen: „Kann uns doch kein Tod nicht tödten!"

Missionsdirektor Blumhardt zu Basel starb mit dem Worten: „Es bricht herein! Hallelujah!" und der theure Gotthilf Heinrich von Schubert rief kurz vor seinem Ende: „Lieber Heiland — guter Heiland — wie herrlich, wie schön, schön!"

Im Jahre 1821 starb König Pomare II. von Tahiti mit den Worten: „Jesus Christus allein!" Wir stellen neben den König eines vor Kurzem noch heidnisch gewesenen Volks ein zehnjähriges Mägdlein in unserem Rodach. Als die kleine Kranke merkte, daß sie sterben müsse, setzte sie sich in ihrem Bettlein auf und sprach das in der Schule gelernte Lied:

Das soll meine Freude sein
Daß ich mich zu Gott will halten,
Daß ich ganz und gar allein
Ihn in Allem lasse walten,
Daß ich ihm allein vertrau
Und auf seine Treue bau.

Das soll meine Freude sein,
Daß mich Gott von Herzen liebet,
Daß bei seinem Freudenschein,
Was betrübt, mich nicht betrübet,
Daß bei aller Traurigkeit
Mich sein süßes Wort erfreut.

Das soll meine Freude sein,
Daß er mich ihm auserwählet,

Daß er macht mein Herze rein
Und mich zu den Seinen zählet,
Daß sein guter Geist mich führt
Und zum Guten mich regiert.

Das soll meine Freude sein,
Daß er meiner stets gedenket,
Daß er mir den Freudenwein
Nach dem herben Kelch einschenket
Und mit seinem Trost erquickt,
Wenn die Kreuzeslast mich drückt.

Das soll meine Freude sein,
Daß ich auf ihn leb' und sterbe,
Daß, was sein ist, Alles mein,
Und ich auch den Himmel erbe,
Daß die süße Himmelsluft
Wird erfreuen Herz und Brust.

Was wird das für Freude sein,
Wenn ich nun im Himmel wohne?
Freude, die ganz ungemein,
Wenn ich nun vor Gottes Throne
Mich erfreu der Herrlichkeit,
Die mein Jesus mir bereit't.

Als es den letzten Vers begann: „Was wird das für Freude sein ꝛc." schlug es mit Jauchzen die Hände zusammen.

Diesen Beispielen fügen wir noch einige bei, welche als Früchte der neueren Mission zu betrachten sind.

Ein siebzigjähriger Mann kam 1864 von Talatscheri zu seinem christlichen Sohne nach Tschombala. „Ich werde bald sterben," sagte er, „und bedarf eines Heilandes." Er wußte aber eigentlich nicht, was er wollte, denn er hatte nicht die geringste Erkenntniß seines Sündenelends, wohl aber eine dunkle Ahnung davon, daß es zwischen ihm und Gott nicht so stehen dürfe, wie es stand. Er kam aber zur Erkenntniß und wurde am 16. Juni getauft. Am 10. Juli schon starb er. Als seine Augen dunkel wurden, fragte ihn ein Aeltester der Gemeinde, der ihn besuchte: „Wen siehst du vor dir?" „Ich sehe zwei Schächer am Kreuz, und der eine, der Gnade empfing, bin ich," erwiederte er und durfte bald darauf mit seinem Herrn im Paradiese sein.

Ein sehr achtungswerther, in der Hinduweisheit wohlbewanderter

Heide, lange mit dem Evangelium vertraut, aber ohne daß er seinen Glauben bekannt hätte, ward auf's Todtenbette geworfen und ließ den Missionar rufen, daß er mit ihm bete. Als er gefragt wurde: „Zu welchem Gott soll ich mit dir beten?" rief er in Gegenwart einer ganzen Versammlung heidnischer Verwandten, Freunde und Nachbarn aus: „Dein Gott ist mein Gott, und dein Heiland ist mein Heiland. Ich glaube an ihn, obgleich ich nichts gethan habe, es zu beweisen." Als der Missionar seine Seele dem Herrn Jesus befohlen hatte und eben das Haus verlassen wollte, sagte ihm der Händedruck des Kranken von seiner Dankbarkeit, und seine Abschiedsworte versprachen, er wolle den Namen des Herrn Jesus allein bis an's Ende im Sinne behalten. Und das that er wirklich. Er hatte augenscheinlich seine ganze heidnische Erziehung vergessen und verweilte beständig, selbst in seinen Delirien, bei Erinnerungen aus dem Worte Gottes. Als der Missionar ihn wieder besuchte, glänzte sein Angesicht vor Freude, und er flüsterte: „Ich bin gesalbt mit dem Oel der Freude." Er hoffte, noch so lange zu leben, daß er einige Anordnungen in seiner Familie treffen und dann die Taufe empfangen könne. Doch das wurde ihm nicht gewährt. Er starb bald nach diesem Besuche des Missionars.

„Bleibe treu beim Heiland, diene von Herzen der Kirche, die uns aufgenommen hat. Meine Blicke sind auf's Kreuz geheftet, an welchem vorbeizusehen lauter Pein und Verlust ist. Ich bin bereit, abzuscheiden, denn ich weiß, an wen ich glaube, und daß ich werde selig sein allein durch das auch für mich vergossene kostbare Versöhnungsblut unseres lieben Heilandes." Das sind die schlichten Worte eines schlichten Negers, Aneaso, aus dem Ibolande, kurz vor seinem Tode auf Jamaica, am 3. Juli 1864, an einen seiner Landsleute, Namens Clarke, gerichtet.

Die trefflichste unter den trefflichen Basler Missionsschriften ist ohne Zweifel: „Philipp Tschandran und sein Vaterhaus." Sie zeigt uns einen jungen Christen von der Westküste Indiens, der in Basel zum Dienst des Wortes für seine irdische Heimath sich vorbereiten wollte, mit dem aber der Herr, ehe er dahin zurückkehren konnte, aus der Fremde in die himmlische Heimath eilte, weil er ihn lieb hatte. Wie schwer muß es sein, mit gebrochener Jugendkraft aus diesem Leben zu scheiden, wenn man täglich Hoffnung hatte, in einen herrlichen Wirkungskreis einzutreten! Wir sehen es an diesem Jüngling. Und doch, wie hat auch hier der Herr Jesus sich als die Auferstehung und das Leben bewiesen! „Beten! beten!" rief Tschandran in Stunden der Angst.

Aber als man ihn an seiner Schwester Martha liebliches Loos und schönes Erbtheil erinnerte, das er sich einst gewünscht habe, antwortete er mit fester Stimme: „Ja, ich werde es theilen.“ Als Inspektor Josenhans zu ihm sprach, — es war der 7. Sept. 1865, vier Tage vor seinem Tode —: „Philipp, du eilst uns jetzt voran, wir kommen bald nach; was wirst du uns auch droben sagen?“ lächelte er schwach und sprach: „Vielleicht kann ich Ihnen dann Auskunft geben, wie es im Himmel ist.“ Er gab ihm dann Grüße mit an die Brüder, ließ sie um ihre besondere Fürbitte ersuchen und die Committée um mehr Arbeiter für Indien. Er hatte einen harten Todeskampf, aber zuletzt schlug er die Augen noch einmal auf und schaute mit himmlischem Blick nach Oben.

„Ich sehe! — ich sehe! — Nun habe ich Licht! — Ich sehe Ihn in seiner Schönheit! Saget meinem Lehrer, daß der Blinde sieht! — Gloria! Gloria!“ Mit diesen Worten entschlief der blinde Knabe Gopaul in Indien, wie wir das bereits bei einer andern Gelegenheit erwähnten.

Die kleine Wisuwasi aus der Waisenschule des Missionar Schwarz zu Mayaveram erklärte bei ihrem letzten Erkranken, sie wisse, daß sie sterben werde, und freue sich, heimzugehen zu ihrem Heiland. Sie starb, nachdem sie ihre Mitschülerinnen an ihr Lager hatte kommen lassen, sie um Verzeihung gebeten, wenn sie sich gegen sie versündigt habe, und sie ermahnt hatte, gehorsam zu sein, und den Herrn zu fürchten, damit sie selig sterben könnten.

Um dieselbe Zeit erzählt Missionar Baierlein von einem zwölfjährigen Mädchen seiner Waisenschule, dem einzigen Kind einer Wittwe, an welcher sie mit zärtlicher Liebe hing. Ihr Lehrer fragte sie eines Tages: „Wen liebst du denn eigentlich mehr? den Herrn Jesus oder deine Mutter?“ Darauf schwieg sie eine Weile, und dann sagte sie: „Den Herrn Jesus.“ „Das sagst du wohl, weil du es so gelernt hast?“ erwiederte der Lehrer. „Nein“, sagte das Kind, „das sage ich, weil ich so im Herzen fühle.“ Als sie erkrankte und in's Hospital gebracht wurde, wollte sie dort nicht bleiben, und als sie wieder in die Hütte ihrer Mutter gebracht war, sprach sie zu dem Missionar: „Hier zu Ihren Füßen will ich sterben, und von ihren Händen will ich begraben sein!“ Abends betete er mit ihr und segnete sie, was sie mit lautem „Amen!“ aufnahm. Als er dann wegging, legte sie beide Hände zusammen, hob sie zur Stirn empor und sagte: „Gott sei Preis!“ wie der dortige Gruß

lautet. Drei Stunden später schlief sie sanft ein, nachdem sie eben noch in ihrem geliebten Buche, Bogatzky's „goldenem Schatzkästlein", gelesen hatte.

Beim Abschluß dieser Reihe möchte mein Auge noch einmal von dem Missionsgebiet auf das Feld der alten heimischen Kirche und aus der weiten Ferne in die nächste Nähe zurückkehren, und es bleibt haften an dem seligen Ende unseres theuern Coburger „Luthermalers". Am 30. April 1869 entschlief zu Erlangen Gustav König in den Armen seines einzigen Kindes, seiner Tochter, welche ihm seitdem schon in die ewige Herrlichkeit nachgefolgt ist. Als diese beim Beginn seines letzten Kampfes ihn fragte: „Nicht wahr, lieber Vater, du setzest dein Vertrauen getrost auf Christum?" antwortete er: „Ja, auf ihn allein; ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und ich werde auch leben."

Noch ein Abschnitt unserer Betrachtung bleibt uns übrig. Wo finden wir freudigen Märtyrertod? Nur da, wo Christus in's Herz eingezogen ist, die Auferstehung und das Leben. Die Zeiten der Christenverfolgungen durch die römischen Kaiser, besonders Decius (249—251) und Diocletianus (284—305) und im Gefolge der Reformation die Zeiten der Verfolgung der Evangelischen in England und Deutschland, besonders aber in Frankreich die der großen Hugenottenverfolgungen (1559—1573 und 1685—1704) waren im Allgemeinen keine Zeiten falscher, schwärmerischer Begeisterung, und doch erduldeten selbst schwache Frauen, ja, selbst zarte Kinder, um Christi willen nicht bloß den Tod, sondern oft lange schreckliche Martern. Sie konnten aber alle mit ihrem Erstling Stephanus im Tode sprechen: „Ich sehe den Himmel offen!" Wo sollten wir anfangen, wo aufhören, wenn wir hier auf die Geschichten der Märtyrer jener Zeit eingehen wollten! Nur bei den Märtyrern der neuen Missionsgeschichte verweilen wir noch einige Augenblicke.

Diese Geschichte kennt eine Insel nicht mit einzelnen Märtyrern, sondern mit Märtyrerschaaren, — Märtyrergemeinden. Es ist die Insel, welche den volltönenden Namen Madagascar führt. Dort wüthete unter den Christen des Howavolks sechsundzwanzig Jahre lang die blutigste Verfolgung. Wir wählen aus den vielen Scenen derselben eine einzige. Rabodo, die blutige Königin, hatte im März 1849 achtzehn Christen, Männer und Weiber, wegen ihres Glaubens in's Gefängniß gesetzt und zum Tode verurtheilt, vier sollten verbrannt, die übrigen vierzehn von einem hohen Felsen gestürzt und dann zu Asche verbrannt werden. An der Stätte, wo ihnen das Todesurtheil gesprochen worden

war, saßen sie auf dem Boden, von Kriegern umgeben. Da stimmten sie an: „Gute Nacht, wir müssen scheiden, liebste Freunde, weinet nicht; obgleich Scheiden bringet Leiden, denkt, wie mir so wohl geschicht," und dann: „O Ehrenburg, sei nun gegrüßet mir, thu auf die Gnadenpfort! Wie große Zeit hat mich verlangt nach dir, eh' ich bin kommen fort aus jenem bösen Leben, aus jener Nichtigkeit, und mir Gott hat gegeben das Erb' der Ewigkeit." Jene vierzehn stürzte man eilends von dem Gipfel des Rampaminarina hinab. Die Leute, welche in der Nähe gestanden hatten, erzählten, ihre Angesichter hätten vor Freuden geleuchtet. — Die vier zum Feuer Verurtheilten sangen auf dem Wege zu ihrer Richtstätte: „Wenn wir in höchsten Nöthen sein ꝛc." Angekommen auf Faravohitra, band man sie an aufgespaltene Holzscheite, um sie zu verbrennen. Da zeigte sich in den Wolken am Himmel vor ihnen ein Regenbogen, und sie sangen: „Ist's, oder ist mein Geist entzückt? Mein Auge hat jetzt was erblickt, ich seh' den Himmel offen; ich sehe Gottes Königsthron, zur Rechten Jesum, Gottes Sohn, auf den wir alle hoffen." Dann flammte das Feuer auf, und sie sangen immer noch und riefen: „O Herr! nimm unsern Geist auf! Um deiner Liebe willen müssen wir das leiden! Herr, rechne ihnen diese Sünde nicht zu!" Dann verschlang sie Rauch und Feuer, und ihre Seelen gingen zur ewigen Ruhe ein. Das Volk, welches umherstand, war stumm vor Staunen und Entsetzen.

Im Anfang dieses Jahrhunderts fand ein Muhamedaner aus Indien, Namens Abdallah, in Cabul durch armenische Christen das Heil. Sein eigner Freund, Sabat, verrieth ihn. Er sollte Jesu fluchen oder mit dem Beil hingerichtet werden. Gelassen sprach er: „Ich kann dem nicht fluchen, durch welchen ich hoffe, die ewige Seligkeit zu erlangen." Hierauf ward ihm eine seiner Hände am Gelenk abgehauen. Ein Arzt erbot sich, die Wunde zu heilen, wenn er seinen Glauben abschwören würde. Er gab keine Antwort, sondern sah mit unverwandtem Blick gen Himmel, während Thränen aus seinen Augen rannen. Nun ward ihm auch die andere Hand abgehauen. Sabat stand in tiefer Erschütterung da und rief dem Unglücklichen zu, er solle Christo fluchen. Abdallah sah ihn voll Milde und mit einem Auge, aus welchem Vergebung leuchtete, an und antwortete nichts. Darauf legte er sein Haupt auf den Block und empfing den Todesstreich.

In Indien während des wohlbekannten Aufstandes im Jahre 1857 bezeugte eine Reihe von Märtyrern die Kraft des Evangeliums und

bewies vor aller Welt, daß das Missionswerk kein erfolgloses ist. Von vielen herrlichen Zügen christlichen Heldenmuths könnten wir hier berichten. Wir begnügen uns mit einem einzigen. Wilayat Ali hatte unter dem furchtbaren Gewühl des Aufstandes viel zu leiden. Zuletzt schleppte man ihn auf dem Boden herum, zerschlug ihm das Gesicht und verhöhnte ihn. Man verlangte, er solle das muhamedanische Glaubensbekenntniß hersagen. Er sprach: „Nie werde ich das thun. Mein Heiland nahm sein Kreuz auf sich und ging zu Gott; ich nehme mein Leben als ein Kreuz auf mich und folge ihm nach in den Himmel." Spöttisch fragte man ihn, ob er keinen Durst habe und Wasser begehre. Er antwortete: „Als mein Heiland starb, erhielt er Essig, mit Galle vermischt; ich bedarf eures Wassers nicht, aber wenn ihr im Sinne habt, mich zu tödten, so thut es doch sogleich, und haltet mich nicht länger in dieser Pein. Ihr seid die echten Kinder des Propheten Muhamed; er ging umher, die Leute mit dem Schwert zu bekehren, und Tausende ergaben sich ihm aus Furcht; ich aber werde es nicht thun, eure Schwerter haben nichts Schreckhaftes für mich; laßt sie nur auf mich fallen, und ich sterbe als ein Blutzeuge Christi." Bald darauf hieb ein Sipahi ihm den Kopf ab. Seine letzten Worte waren: „O Jesu, nimm meinen Geist auf!"

Einer der letzten Blutzeugen unserer Tage ist wohl der Araber Askjar Hadschi Mahmud Oglu in Georgien. Er hatte sich zu Christo bekannt und bei dem Pastor von Catharinenfeld bei Tiflis Unterricht genossen, als am 20. Juni 1868 ein fanatischer Muhamedaner ihm den Dolch in den Leib stieß mit den Worten: „Das hast du dafür, daß du ein Christ geworden bist." Als man den Schwerverwundeten in das nächste Haus getragen hatte, verlangte er, sogleich in seine Wohnung gebracht zu werden, und, da angekommen, bat er, daß man ihn erst taufe und dann verbinde. Er erhielt in der Taufe die Namen Johannes Stephanus. Bei der Behandlung seiner Wunde ertrug er unsägliche Schmerzen mit einer Geduld, welche alle Anwesenden in Staunen setzte, und eine Stunde, nachdem für seine Wunde gesorgt war, gab er seinen Geist auf. — Ja, unser Herr Jesus ist die Auferstehung und das Leben, und außer ihm ist Alles Nacht und Tod!

Genug und übergenug für eine flüchtige Missionsstunde, und doch nur ein außerordentlich kleiner Bruchtheil aus der einzigartigen Geschichte des Reiches Gottes auf Erden! Möchte dies Wenige geeignet gewesen

sein, uns recht deutlich vor Augen zu stellen, daß das theure Evangelium unseres hochgelobten Heilandes da, wo es aufgenommen wird, Kräfte mit sich führt, welche ein Leben in's Herz bringen, das kein Tod zerbricht, und welches im Tode den Tod überwindet! Er, welcher die Auferstehung und das Leben ist, lasse uns mit jedem neuen Morgen seine Auferstehungs- und Lebenskräfte auf's neue erfahren und weiche nicht von uns, wenn unser letzter Morgen anbricht! Bis dahin aber wollen wir auch das bedenken, daß wir mitberufen sind, im Dienste des auferstandenen Lebensfürsten mitzuarbeiten, daß die Zahl der durch ihn aus dem Tode zum Leben Geretteten immer größer werde! Er wolle sein Gnadenwerk in uns und durch uns fördern und uns allezeit dazu mit der rechten Demuth, Geduld und Liebe ausrüsten, um seiner Liebe willen! Amen.

In demselben Verlage

ist früher erschienen:

Ackermann, Dr. C., evangelische Christenlehre in Bibelsprüchen. 8°. 2. Aufl. 1847. . . . . n. 40 Pf.

Eine vollständ. Spruchsammlung zu Luthers kl. Katechismus.

— — Ueber Presbyterien und Synoden. gr. 8. 1868 . . . 75 Pf.

— — Luther, seinem vollen Werth und Wesen nach aus seinen Schriften dargestellt. I. Luther im Kampf. gr. 8. 1871. . . . 1 Mk. 50 Pf.

Bornewick, K., Tau Hus un in de Frömm. 8. 1865. . . n. 2 Mk.

Plattdeutsche Dorfgeschichte.

Denkmäler der Gottseligkeit oder die Macht der Religion in Krankheiten und im Tode. A. d. Engl. 2 Thle. 8°. 1765. 72. . . . . 3 Mk.

Dorfleben, zum fröhlichen, in allerlei Geschichten, Reden und Gesprächen v. K. G. (Schatter). 1852. 8°. . . . . n. 1 Mk.

Frommann, F. J., über gewerbliche Vereine. gr. 8. 1867. . n. 20 Pf.

— — Das Frommannsche Haus. 2. Aufl. gr. 8. geh. 3 Mk. geb. n. 4 Mk.

Gespräche, sonderbare, zwischen einem Reisenden und allerhand andern Personen über Religionswahrheiten. (Graf v. Zinzendorf.) Neu herausgegeben v. Dr. A. Petersen. 2. Aufl. 8. 1869. . . . . 1 Mk. 20 Pf.

Gewöhnlich Zinzendorf Passagier genannt.

Günther, Chr. W., Kindermärchen, aus mündlichen Erzählungen gesammelt. 2. Aufl. gr. 16° m. 23 Holzschn. 1857. . . geh. 75 Pf. geb. 1 Mk.

— F. J., Schulreden, das Kirchenjahr. gr. 8. 1842. . . . n. 4 Mk.

Heym, M. J. G., vollständ. Sammlung von Predigten über die Sonntagsevangelien. 8. Aufl. gr. 8. 1846. . . . . 4 Mk.

— — Predigten über die Episteln. 4. Aufl. geb. 1848. . . 4 Mk.

Kirchgemeindeordnung f. d. Großh. Sachsen-Weimar nebst Erläut., 9 Ausführ.-Verordn. und Formularen. 2. Aufl. 12. 1851. . . . n. 20 Pf.

(Kirmß), Gegen die Säcularisation der Schule, Vorstellung und Bitte der Geistlichen der Diöces Apolda. gr. 8. 1851. . . . . n. 20 Pf.

Lichtfreund, der, oder d. Kindtaufe (v. Dr. A. Petersen). gr. 12°. 1847. 3 Mk.

Schwarz, Dr. J. C. E., Predigten und kleine Amtsreden I. II. 1. 2. gr. 8. 1837. 39. . . . . n. 4 Mk.

Außerdem viele einzelne Pred. und Amtsreden.

Spieß, Dr. E., Ist in Wirklichkeit der Religionsunterricht der Krebsschaden unserer Zeit? gr. 8. 1870. . . . . n. 80 Pf.

Zinzendorfs Passagier, s. Gespräche.